

Zeitschrift:	Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber:	Schweizerischer Lehrerverein
Band:	122 (1977)
Heft:	47: Schulpraxis : Heinrich Pestalozzi 1746-1827 : ein Leseheft mit Bildern aus seinem Leben
Sonderheft:	Schulpraxis : Heinrich Pestalozzi 1746-1827 : ein Leseheft mit Bildern aus seinem Leben

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

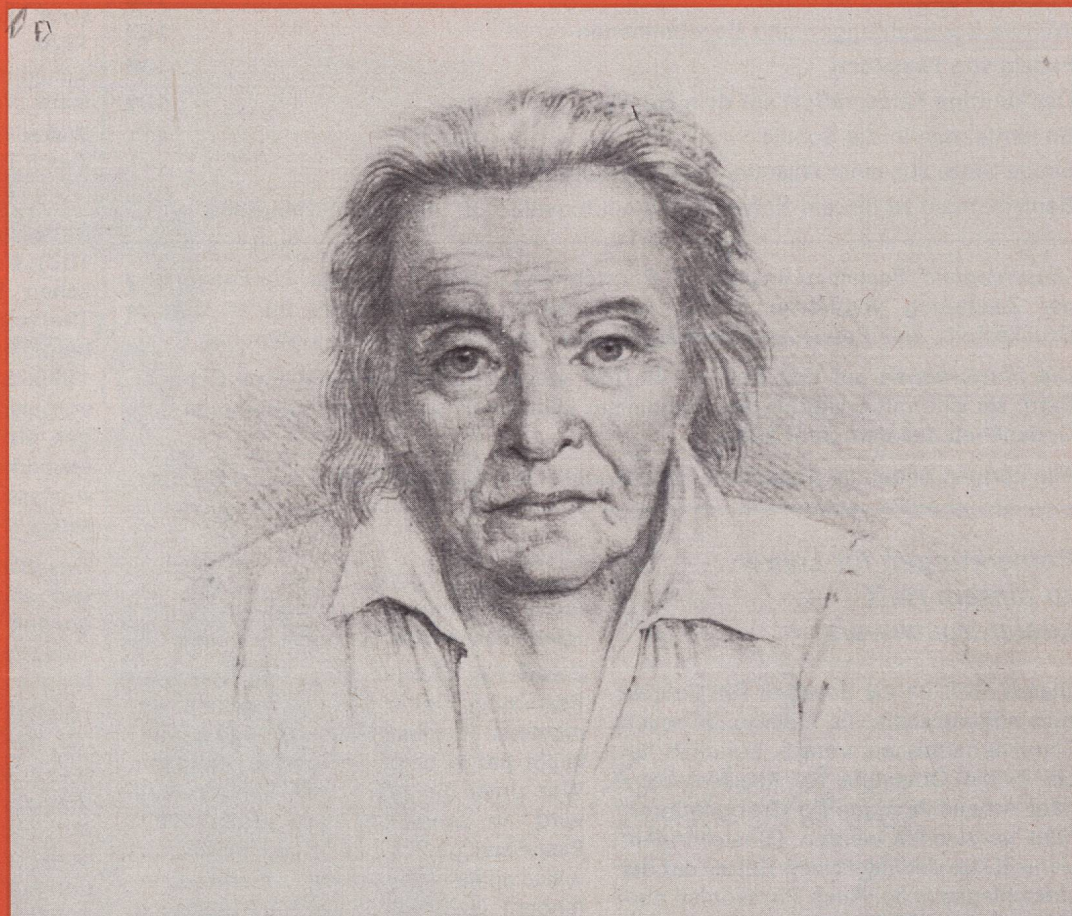
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schulpraxis

Monatsschrift des Bernischen Lehrervereins



Ständig vorfügen die Ihr Kunst nie
am Bösen am Unedelmütigen vorzuführen
Du Kunst Ihr Kunst im Kopf
Lehren die gleiche, meine Dankbarkeit
Leben folgen Ihr Kunst Schöner

Heinrich Pestalozzi 1746-1827

Ein Leseheft mit Bildern aus seinem Leben

Heinrich Pestalozzi**Ein Leseheft**

Acht Bilder aus dem Leben von Pestalozzi	150
Stichworte zur Geschichte von 1750–1830	158
Begegnungen mit Pestalozzi	160
Weitere Beobachtungen und Begebenheiten	162
Fabeln von Pestalozzi	165
Der künftige Katzenraffael auf dem Neuhof	169
So lernte man in der Schule	171
Einige Sätze aus einer Abendandacht Pestalozzis	172
Bemerkungen zu diesem Heft und Literaturhinweise: 2. und 3. Umschlagseite	

Umschlagbild: Pestalozzi im Jahr 1818, Zeichnung von G. A. Hippius. Zur Entstehung der Zeichnung vergleiche S. 162. Am Schluss dieses Berichts findet sich in Druckschrift, was Pestalozzi eigenhändig unten auf das Blatt geschrieben hat.

Die *Illustrationen* auf den Seiten 149–157 wurden gezeichnet von Paul Zehnder, Bern; sie sind mit Erlaubnis des Staatlichen Lehrmittelverlags Bern entnommen dem Gedenkheft aus dem Jahr 1946.

Alle übrigen Bilder hat gezeichnet Peter Auchli, Halen 29, 3037 Stuckishaus bei Bern.

Bemerkungen für Lehrer zu diesem Heft Literaturnachweis

Dieses Heft ist als *Leseheft für Schüler* zusammengestellt. Es könnte, je nach Schulverhältnissen, vom 5. Schuljahr an bis in die Oberstufe als Klassenlektüre oder Arbeitsunterlage für Gruppenunterricht verwendet werden (Bestellungen: siehe «Liste der lieferbaren Hefte» auf der Umschlagseite 3). Auch Fotokopien einzelner Seiten dürften Dienste leisten.

Viele Schüler wissen wenig oder nichts über Pestalozzi, «den berühmtesten Schweizer» (vgl. S. 157). Oft sind es Klischees von einem Mann, «der nie etwas Schlechtes tat», von einem gutmütigen Trottel, dem man nicht gleichen möchte: «Ich bin kein Pestalozzi.» Die Umfrage eines Kollegen in 8. und 9. Primarklassen in einem Schulhaus der Stadt Bern zeigt drastische Beispiele. Hier eine knappe Auswahl von Antworten auf die Frage «Was seit dir der Name Pestalozzi?»

Pestalozzi? Öppis mit der Schuel het er z'tüe gha, het da gloub e Schuel ggründet oder so öppis.

Scho hört, aber...

Er het gschriebe, gloub.

Eh, dass dä hilft, u dass dä nie Schlächts het gmacht, immer Guets, allne ghulfe.

Er het när o nes Dorf ufta, ds Pestalozzidorf

z'Trooge.

Er het de Arme ghulfe.

Isch's nid dä gsi, wo d'Schuel gmacht het? (Geschrieben nach Tonbandaufnahmen)

Zweifelos dürfte zum 150. Todesjahr Pestalozzis seiner gedacht werden, wenigstens in einer Gedenkstunde, vielleicht gar in einer Reihe von Lektionen. Wer unter Schülern und Lehrern inne wird, in was für einer Umbruchzeit Pestalozzi gelebt hat, denkt möglicherweise an eine Epoche mit fächerübergreifendem Unterricht Sprache/Geschichte. Dazu möchte die Übersicht auf den Seiten 158–159 anregen. Gibt es Lehrer und Schulklassen, die sich für ein solches Vorhaben gewinnen lassen? Bei Rückmeldungen über die Planung und Durchführung von Pestalozzi-Wochen an die Redaktion der «Schulpraxis» liesse sich übers Jahr ein Heft mit konkreten schulpraktischen Beiträgen zusammenstellen. Auch Arbeitsberichte über Einzellektionen und Lektionsreihen sind willkommen.

Die Aufteilung der *Biographie* (S. 150–157) auf acht Bilder folgt dem Heft, das der Staatliche Lehrmittelverlag Bern 1946 zum 200. Geburtstag Pestalozzis veröffentlicht hat. Mit Erlaubnis des Verlags sind die Zeichnungen von Paul Zehnder, Bern, aus dem Heft übernommen worden, allerdings verkleinert. Dafür ist der Text von Hans Schütz († 1949) beträch-

lich ergänzt und erweitert durch den Redaktor der «Schulpraxis». Zu diesen Erweiterungen dienten als Quellen unter anderen:

Adolf Haller: Wer war Pestalozzi? Aarau 1969

Heinrich Pestalozzi: Gesammelte Werke in 10 Bänden, namentlich die autobiographischen Angaben im Schwanengesang, Band 10, Zürich 1947.

Heinrich Pestalozzis lebendiges Werk. in 4 Bänden hg. von Adolf Haller. Autobiographisches in Band 4, Basel 1946.

Ernst Aeppli: Heinrich Pestalozzi. Zürich 1926.

Arnold Jaggi: Vom Leben und Werk Pestalozzis (Vortrag). Bern 1928.

Walter Guyer: Pestalozzi aktueller denn je. Zürich 1975.

Begegnungen mit Pestalozzi (S. 160–162) sind ausgewählt aus zeitgenössischen Berichten, unter dem gleichen Titel erschienen in der Sammlung Klosterberg, hg. von Willibald Klinker, Basel 1945. Sollten sie Schülern als Lesestoff vorgelegt werden, erwiesen sich Kürzungen als unumgänglich. Um der besseren Lesbarkeit willen wurden Punkte bei Auslassungen nur ausnahmsweise gesetzt.

Das gleiche gilt für *Weitere Beobachtungen und Begebenheiten* (S. 162–165), die aus den Pestalozzi-Anekdoten stammen, hg. von Adolf Haller (Basel 1946). Man kann sich fragen, ob der Begriff «Anekdote» für Hallers Sammlung glücklich gewählt ist. Der Herausgeber bringt nicht nur charakteristische Vorfälle, sondern auch zeitgenössische Schilderungen und Selbstzeugnisse Pestalozzis, denen die anekdotische Pointe fehlt. In übrigen wird der Lehrer sich und seinen Schülern stets vor Augen halten müssen, dass alle Einzelschilderungen von Zeitgenossen die Eigenart dieses Menschen von so «prononcierter Individualität» nicht auszuschöpfen vermögen.

Auch von den *Fabeln* (S. 165–168) ist zu sagen, dass es sich in vielen Fällen nicht um Fabeln der üblichen Form handelt. Nicht umsonst überschrieb Pestalozzi die erste Auflage (1797) keineswegs mit «Fabeln», sondern «Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens». Ein ABC-Buch der Menschheit hat er «Lienhard und Gertrud» genannt. Aber in den Vorarbeiten zu den «Nachforschungen» taucht die Bezeichnung für die in Angriff genommene Arbeit ebenfalls auf. Und tatsächlich sind die «Figuren» im we-

Fortsetzung 3. Umschlagseite

Heinrich Pestalozzi 1746-1827

Bilder aus seinem Leben

Ein Leseheft



Pestalozzi

Geboren in Zürich am 12. Januar 1746,
gestorben in Brugg am 17. Hornung 1827

Retter der Armen auf Neuhof,
Prediger des Volkes in Lienhard und Gertrud,
Zu Stans Vater der Waisen,
Zu Burgdorf und Münchenbuchsee
Gründer der neuen Volksschule.
In Iferten Erzieher der Menschheit.
Mensch, Christ, Bürger.
Alles für andere, für sich nichts!
Segen seinem Namen!

(Grabinschrift)



«Heute, den 12. Januar 1746, kam unser Söhnlein Johannes Heinrich zur Welt. Möge Gott es behüten!» Mit diesen Worten vermerkte der Wundarzt Johann Baptist Pestalozzi zu Zürich die Geburt des Kindes in der Familienchronik.

Der Vater Heinrich Pestalozzis war kein Arzt wie die heutigen Ärzte, die jahrelang studieren müssen. In einer Lehre, ähnlich wie ein Handwerker, hatte er seine ärztliche Kunst erworben, und sie ernährte die Familie kaum. Deshalb arbeitete er neben seiner Arztpraxis als Hilfsschreiber in der Stadtkanzlei. Mit dreiunddreissig Jahren wurde er schwer krank. Sein Sohn Heinrich berichtete später darüber: «Auf seinem Todbette sagte er einer armen Magd, die kaum ein halbes Jahr bei ihm diente: ‚Verlass meine Frau nicht, wenn ich sterbe, sonst sind meine armen Kinder alle verloren.‘ Die Magd gab ihm ihre Hand und ihr Wort, blieb über dreissig Jahre im Dienste meiner Mutter und verliess sie nicht, bis sie selber von dieser Erde dahinschied. Was mein Vater ihr sagte, war wahr; wäre diese Magd nicht also bei uns geblieben, meine Mutter hätte ihre Haushaltung nicht beieinander behalten und uns nicht miteinander erziehen können. . . Die Mutter verhehlte uns gar nicht, was wir dieser Magd zu verdanken haben, sie floss uns im Gegenteil eine Ehrfurcht und eine Dankbarkeit gegen selbige ein, die sich in keinem von uns je auslöschen wird. Sie opferte sich aber uns auch ganz auf. . . Wenn jemand zu ihr sagte: ‚Sie tun doch viel für diese Haushaltung‘, so war ihre Antwort: ‚Ich habe es versprochen und muss es halten.‘ Eine solche Treue in der Welt ist wohl selten.»

Die Mutter und die treue Magd Babeli erzogen die drei Kinder: Heinrich, seinen

älteren Bruder und das jüngere Schwesterchen. Die Witwe hatte nur geringes Vermögen und keinen Verdienst mehr. Jeder Pfennig musste gespart werden. An den Markttagen ging Babeli drei- oder viermal zu den Gemüseständen; es wartete, bis die Marktfrauen zusammenpackten; meist erhielt es dann den übriggebliebenen Kohl und die Rüben um ein paar Kreuzer billiger. Auch die Kinder mussten sparen helfen. Selten kam Heinrich aus der Stube; nie durfte er auf die Gasse. «Warum unnütz Schuhe und Kleider verderben?» mahnte Babeli.

Dabei war der Knabe mit seinen dunklen Augen und den schwarzen Haaren ein lebhaftes Kind; denn die Pestalozzi stammten – ihr Name verrät es – aus dem Süden, aus Chiavenna. Bald einmal bereitete die Unruhe des Kindes der Mutter Sorge. Als erwachsener Mann erinnerte sich Heinrich, dass in seiner Kinderstube eigentlich soviel als nichts dafür vorhanden war, ihn vernünftig und lehrreich zu beschäftigen. In seiner Lebhaftigkeit verdarb er gewöhnlich, was er anfasste. Deshalb sollte er so wenig als möglich in seine Hände nehmen. «Kannst du denn auch gar nicht still sitzen? Kannst du denn auch gar nicht die Hände still halten?» das war das Wort, das ich bald alle Augenblicke hören musste. Es war meiner Natur zuwider, ich konnte nicht stille sitzen, ich konnte die Hände nicht stille halten, und wahrlich, je mehr ich es sollte, desto weniger konnte ich es. Wenn ich nichts mehr fand, so nahm ich eine Schnur und drehte so lange an ihr, bis sie keiner Schnur mehr gleichsah. Jedes Blatt, jede Blume, die in meine Hand kam, hatte das gleiche Schicksal. – In dieser Lage war mir die Schule wirklich wohltätig; sie gab

meinem Trieb zur Tätigkeit doch wenigstens von einer Seite Spielraum. Es hiess doch wenigstens jetzt: ‚Tue etwas!‘ und nicht mehr bloss: ‚Höre auf, unterlass, was du tust!‘»

Bereits den Fünfjährigen hatte die Mutter zur Schule geschickt, damit er lesen, schreiben und rechnen lerne. Wenn ihn etwas interessierte, dann war er mit Leib und Seele dabei und verblüffte die Lehrer durch seine Leistungen. Oft aber war er so verträumt und abwesend, dass seine Antworten die ganze Klasse zum Lachen brachten. Mit neun Jahren trat er an die Lateinschule über, damit er später studieren und vielleicht Pfarrer werden könne. Zeitweise gehörte er in der Lateinschule zu den besten Schülern, so dass er seinen älteren Bruder hinter sich liess. Oft zeigte er erstaunlichen Mut. So lief und tanzte er etwa dem äussersten Rand der Stadtmauer entlang, erschreckte andere durch kühne Reitkünste.

Dies alles hinderte die Kameraden nicht, seine Gutmütigkeit auszunützen. Sie hängten ihm den Übernamen an, der zeitlebens an ihm haften blieb: Heiri Wunderli von Torliken. Sie schickten ihn, wohin sie selber nicht gerne gingen, und er tat, was sie wollten. Als 1756 ein Erdbeben ganz Europa erschütterte, so dass in Zürich die Grossmünstertürme wankten und Schornsteine von den Dächern fielen, stürzten sich die Lehrer schier über die Köpfe der Schüler hinweg ins Freie. Niemand fand den Mut, wieder hinaufzusteigen. Nur Heiri Wunderli ging und brachte Kappen und Bücher aus dem verlassenen Haus. Die grossmäuligen Gassenhelden verstummten; dennoch stand Pestalozzi immer in allem, was er wollte, wie kein anderer bedrückend allein.



Mit siebzehn Jahren wurde Pestalozzi Student. Er trat an das Collegium Carolinum über, die damalige Hochschule seiner Vaterstadt Zürich. Von den drei Jahreskursen besuchte er aber nur zwei. Warum?

Seit Jahren hatte er in seinen Schulferien auf dem Land manches Unrecht wahrgenommen, das ihn erschütterte und nachdenklich machte. Sein Onkel war Arzt, sein Grossvater Pfarrer. Bei Hausbesuchen sah er, in was für traurigen Verhältnissen Landleute lebten. Der Landbau nährte viele Familien kaum. In feuchten Kellern ratteten Webstühle. Baumwolle und Seide durften die Weber nur in der Stadt zu kaufen; auch die Tücher mussten sie auf den städtischen Markt bringen. Da gab es wenig zu verdienen, obschon die Weber vom Morgengrauen bis in die Nacht arbeiteten. Alle einträglichen Stellen, sogar zahlreiche Handwerke, blieben den Stadtbürgern vorbehalten. Landleute waren Untertanen. Aber sie waren noch nicht die ärmsten der Armen. Auf den Landstrassen bettelten Menschen jeden Alters; an den ersten drei Tagen jedes Monats trieben Landjäger die Bettler zusammen und schoben sie über die Grenze ab.

Eine Vereinigung von Vaterlandsfreunden kam jede Woche in der Zunftstube der Gerber zusammen. Hier setzte sich Pestalozzi für mehr Gerechtigkeit und Freiheit ein. Er half mit, den ungerechten Landvogt Grebel vor Gericht zu bringen, obwohl es als Staatsverbrechen galt, einen «gnädigen» Stadtherrn anzuzeigen. Leicht konnte die Verwegenheit der Studenten zu Gefängnis und Folter führen. Pestalozzi sah sich vor und härtete sich ab: ohne Decke schlief er auf hartem Lager und nährte sich eine Zeitlang nur

von Kräutern. Aber für diesmal kamen die ungerufenen Ankläger mit scharfen Verweisen davon und mussten Abbitte leisten.

Was sollte Pestalozzi werden? Er träumte davon, als Pfarrer oder Richter dem Volk zu dienen. Vorerst aber erlebte er ein Wunder: Er gewann die Liebe der reichen und edelgesinnten Patriziertochter Anna Schulthess. Trotzdem er keinen Beruf hatte, der ihn zu ernähren vermochte, wagten es die beiden, sich heimlich zu verloben.

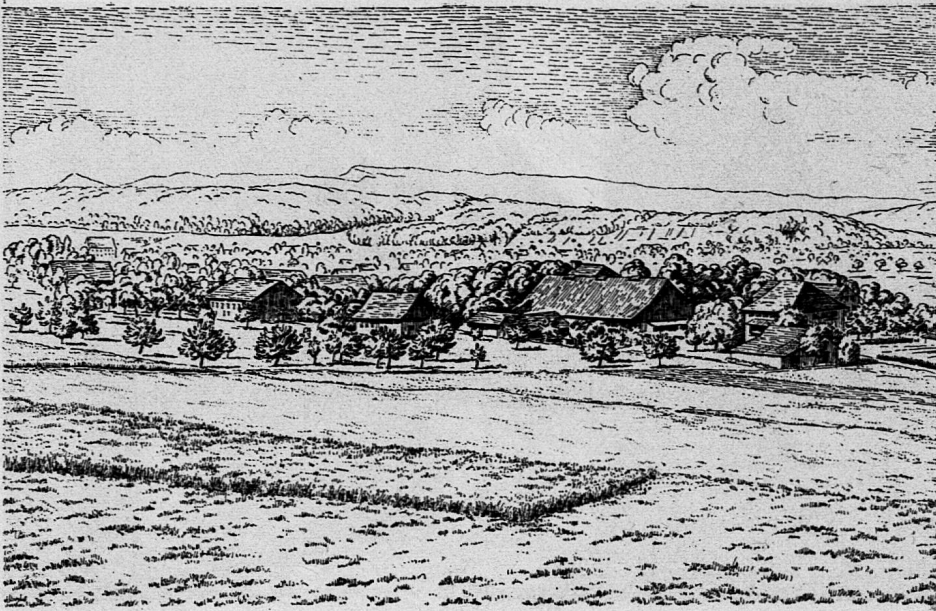
Mit seinen Freunden war Pestalozzi oft in das Haus «Zum Pflug» am Rüdenplatz gekommen, wo der Vater Schulthess eine Zuckerbäckerei und eine Spezereihandlung betrieb. An den Besprechungen und Beratungen der jungen Vaterlandsfreunde nahm auch die Tochter Anna ab und zu teil. Der Schmerz um den Tod eines gemeinsamen Freundes verband Anna und Heinrich immer mehr. In einem ausführlichen Brief beschrieb Pestalozzi der Braut seine Fehler: Nachlässigkeit in Kleidung und Auftreten, überhaupt in allen Sachen, die an sich keine Wichtigkeit haben; Unbedachtsamkeit, Unvorsichtigkeit, Masslosigkeit in Zuneigung und Widerwillen gegen Mitmenschen. Aber Anna blieb bei ihrem Urteil: «Er hat eine schöne Seele.» Annas Mutter dagegen schalt Pestalozzi einen «kindsköpfigen Wundarztsohn». Um ihren Widerstand gegen die Heirat zu mindern, wählte er den Beruf eines Bauern.

Jahre zuvor schon war von Frankreich her der Ruf in die Eidgenossenschaft gedrungen: «Weg mit den alten Zöpfen und Perücken! Zurück zur Natur!» Fortschrittliche Stadtherren, die Landgüter besaßen, stimmten in den Ruf ein: «Zurück zur

Erde, zurück zur Landwirtschaft!» Von Dorf zu Dorf musste die Botschaft verkündigt werden. Tausendjährige Ordnungen, Arbeitsweisen, Vorschriften, Gewohnheiten und Vorurteile waren zur Verbesserung des Landbaus zu überwinden. Auf Mustergütern wurden Versuche angestellt und Bauern zu Vorführungen eingeladen. Dazumal galt der Berner Tschiffeli in Kirchberg als der beste Landwirt in der Schweiz. Er hatte den Weidgang aufgegeben und liess sein Vieh im Stalle füttern. Er düngte seine Felder, säte Klee, pflanzte Gemüse und gewann aus Krappwurzeln die Färberröte für Stoffe.

Zu Tschiffeli fuhr Pestalozzi im September 1767 in die Lehre. Er lernte die Sense schwingen, er verbiss den Schmerz der Blasen und Schwielen, er verband abends, über Berechnungen sitzend, die zerschnittenen Finger. Nie murrte er, denn er wollte tüchtig werden wie Tschiffeli selbst. Der Herrenbauer war ein edler Mensch; in Pestalozzi, der ihm wesensverwandt war, fand er einen lernbegierigen, wenn auch allem Anschein nach wenig praktischen Schüler.

Nach acht Monaten war aus dem Studenten ein Bauernknecht geworden, der sich seiner rauen Hände rühmte und in Hemdärmeln zur Kirche ging. Aber immer nahm er sich Zeit, durch Briefe mit seiner Braut in Verbindung zu bleiben. Im Sommer 1768 kam sie nach Kirchberg. Er zeigte ihr seine Schwielen und führte sie glückstrahlend zu Tschiffeli. Der Lehrmeister sollte nun wissen, warum das Herz seines Schülers so oft in Zürich weilte und Kirchberg darob vergass. Anna aber war gekommen, ihren Bräutigam abzuholen. Selbstweit rollten sie in der Postkutsche davon.



Den Kopf mit Plänen, die Taschen mit entlehnten Gulden gefüllt, so machte sich Pestalozzi nun auf die Landsuche. Auf dem Birrfeld bei Brugg kaufte er fünfzig Jucharten mageres, von wildem Holunder und Zwergtannen bestandenes Weideland. Er befahl zu pflügen und hernach Krapp und Gemüse zu pflanzen. Dann liess er sich ein steinernes Haus bauen.

Die Eltern der Braut mussten erkennen, dass ihr Widerstand die Tochter nicht von den Heiratsplänen abzubringen vermochte. So liessen sie Anna ziehen, ohne Mitgift und ohne ihren Segen. Sie werde nur zu Wasser und Brot eingeladen, sagte die Mutter. Im alten Kirchlein von Gebenstorf traute ein Vetter Annas das junge Paar. Zuerst wohnten die beiden im Dorf Mülligen. Dort wurde ihnen im folgenden Jahr das einzige Kind geboren. Sie taufte das Knäblein Jakob, riefen es aber nach dem verehrten Jean-Jacques Rousseau «Schaaggeli». Als das Haus auf dem Neuhof erbaut war, zog die Familie auf ihr Landgut.

Doch kurz war der Traum vom Herrenbauer. Alles missriet – einzig die Schulden wuchsen. Pestalozzis Mutter sprang mit ihrem bescheidenen Witwenvermögen ein; sogar die Eltern Schulthess, die sich mit ihrer Tochter ausgesöhnt hatten, halfen Schulden zahlen. Aber der Niedergang war nicht mehr aufzuhalten. Krapp- und Gemüsekultur wurden aufgegeben; auch Getreide und Esparsetten gediehen in den scharfkantigen Kieselsteinen des gelben, lehmigen Bodens nicht. Bis auf den heutigen Tag hat man Mühe, auf dem Neuhof tief genug zu pflügen. Schliesslich musste Pestalozzi den Zusammenbruch seiner Hoffnung erleben, dem Volk als Bauer Helfer und Vorbild zu sein. Da brach aus Unglück und Verzweiflung

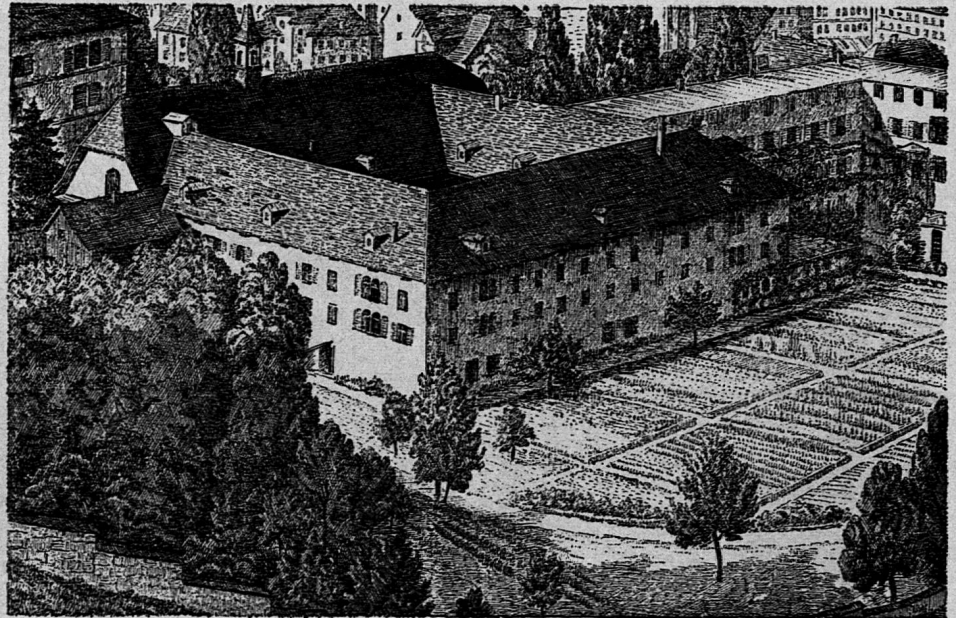
Pestalozzis wahre Seele hervor. Er war arm geworden; aber es gab noch Ärmere: die verwahrlosten Bettelkinder auf der Landstrasse. «Ich habe ein zu grosses Haus und die Armen haben keines», sagte er zu seiner Frau. «Ich will sie sammeln und säubern von ihrem Schmutz. Ich will sie an Arbeit und Ordnung gewöhnen und selber rein werden von Geschäften, für die ich nicht geschaffen bin.» Die Kinder, so rechnete er den widersprechenden Verwandten vor, würden ihm helfen in Haus und Garten, würden durch Spulen, Spinnen und Weben, wenn sie es einmal richtig gelernt hätten, ihren Unterhalt selbst verdienen. Die Zöglinge kamen, und ihre Zahl vermehrte sich rasch. Er lehrte sie spinnen und weben. Tuch und Gespinst trug er selber zu Markt. Doch niemand kaufte ihm etwas ab, denn die Ware war voller Mängel. Bald einmal holten undankbare Eltern ihre Kinder weg, sobald sie ihnen in guten Schuhen und Kleidern begegneten.

Gegen Ende der Siebzigerjahre wandte sich Pestalozzi um Hilfe an Isaak Iselin, den Ratsschreiber in Basel: «Verwenden Sie Ihren Einfluss, dass ich bald einen Zufluchtsort für meine Anstalt finde... Wenn ich jahrelang bei Wasser, Brot und Herdäpfeln im niedersten Strohdach arbeiten sollte, ich lächelte der Gefahr und wäre des Erfolgs und meines Ausharrens in der grössten Niedrigkeit gewüss...» Doch Misswachs, Hagelschlag und Teuerung trugen dazu bei, dass es mit der Anstalt abwärts ging. Vergebens verpfändete Anna das ihr noch verbliebene Vermögen. Pestalozzis Bruder Baptist veruntreute den Erlös aus dem Verkauf von zwanzig Jucharten Land und einer Scheune; sein letztes Lebenszeichen war ein Brief aus Amsterdam. Heinrich Pestalozzis Frau,

an Leib und Seele krank, verliess den Neuhof. Der kränkliche Schaaggeli kam nach Mülhausen in ein Institut und später in eine Kaufmannslehre nach Basel. Auf dem Neuhof stand Pestalozzi vor dem Nichts. Für sich selbst hatte er weder Brot noch Holz.

Eines Tages kam ein einfaches Mädchen mit dem Bündel in der Hand vor seine Türe. Es hatte von seiner Not gehört und anbot sich, ihm zu helfen. Elisabeth Naef schaffte Ordnung in Haus und Garten. Ob so viel Selbstlosigkeit raffte auch Pestalozzi sich wieder auf. Er begann zu schreiben. Weil er kein Geld hatte, um Papier zu kaufen, füllte er mit seinem Federkiel die leeren Blätter alter Rechnungsbücher. Und – seltsames Spiel des Schicksals – mit seiner Dorfgeschichte «Lienhard und Gertrud» und andern Schriften errang er wieder, was er verloren: Geld, Ehre und einen geachteten Namen. Leser in Strohhütten und auf Königsthronen verehrten ihn. Dennoch hätte er nicht bloss schreiben wollen, sondern wirken von Mensch zu Mensch in tätigem Leben, von Angesicht zu Angesicht. Dem Volk als Schriftsteller zu helfen, befriedigte ihn im Grunde nicht.

Nach vielen Jahren der Einsamkeit liess Pestalozzi sich gewinnen, in die Firma eines Seidenfabrikanten als Geschäftsführereinzutreten. Der Fabrikant brauchte, um als Landbürger in der Stadt ein Geschäft einzurichten, den Namen eines Stadtbürgers. So begann Pestalozzi zu tun, als ob er Seidenstoffe fabriziere und verkaufe. Statt in Büchern stand der Name des Erziehers der Armen auf Geschäftsbriefen und in Messeanzeigen. War er nur noch die Schattenfigur von dem, was er gewollt, geglaubt, getan hatte?



Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! war das Losungswort der Revolution; noch heute ist es auf den französischen Münzen zu lesen. Pestalozzis Lebensgang bis zum Ende des 18. Jahrhunderts zeigte, wieviel Unfreiheit, Ungleichheit und Selbstsucht es auch in der Eidgenossenschaft gab. Der Nationalkonvent in Paris, der das neue französische Grundgesetz beriet, ernannte Pestalozzi zum Ehrenbürger der französischen Republik, zusammen mit dem Dichter Friedrich Schiller, dem ersten amerikanischen Präsidenten George Washington und andern hervorragenden Männern. Vom Neuhof aus dankte er «den edlen Verfechtern des Menschenrechts» für ihre Aufmerksamkeit. Mit Pestalozzi sehnten sich auch andere Eidgenossen nach mehr Freiheit. In einer Denkschrift wagten einige Mitglieder des Lesevereins Stäfa, die Gnädigen Herren in Zürich an die dem Landvolk vorenthaltenen Rechte zu erinnern. Die Wortführer wurden verhaftet und mit dem Henkerschwert bedroht. Pestalozzi versuchte zu vermitteln. Aber er kam zwischen Hammer und Amboss, konnte es weder den Erneuerern noch den Altgesinnten recht machen. Das Volk verlachte und überschrie seine Ermahnungen. Neben dem Gasthof zum Schwert wurde er in die Limmat geworfen...

Im Frühjahr 1798 drangen die französischen Heere in unser Land ein. Die alte Eidgenossenschaft brach zusammen. Ein neuer, von Aarau aus regierter Einheitsstaat entstand: die Helvetik. Nach der Staatsgründung gab es nur an einem der alten Orte verzweifelten Widerstand. Mit Feuer und Bajonett zwangen die Franzosen das Bergvolk von Nidwalden zum Eid auf die helvetische Verfassung. Die Hütten schwelten in Asche, elternlose

Kinder irrten zu Dutzenden umher. Die helvetische Regierung rief Pestalozzi. In Stans sammelte er die Kriegswaisen unter dem Dach eines Frauenklosters. «Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, dass sie kaum gehen konnten, viele mit Hudeln voll Ungeziefer, viele hager, wie ausgezehnte Gerippe, gelb, grinsend, einige voll kühner Frechheit, des Bettelns und aller Falschheit gewöhnt; andere vom Elend erdrückt, misstrauisch, lieblos und furchtsam. – Aus diesem Schlamme wollte ich sie herausheben und in einfache, aber reine häusliche Umgebungen und Verhältnisse versetzen. Ich war gewiss, es brauchte nur dieses...»

Er duldete einzig eine Haushälterin um sich, damit er allein den Kindern alles sei: Vater, Mutter, Erzieher, Magd. Er wusch und kämmte sie, er ordnete sie zu einer Klasse und buchstabierte im Chor das A-B-C. Abends betete und lernte er noch im Bett mit ihnen und schlief in ihrer Mitte. So erzog und unterrichtete er in einer Art, von der er seit dreissig Jahren geträumt hatte: tüchtige Menschen heranbilden ohne künstliche Hilfsmittel, nur durch Zusammenleben, einander helfen, tätig sein im Haushalt. Wohnstube und Schule sollten eng verbunden sein, das Lernen sich anschliessen an die täglichen Lebenserfahrungen.

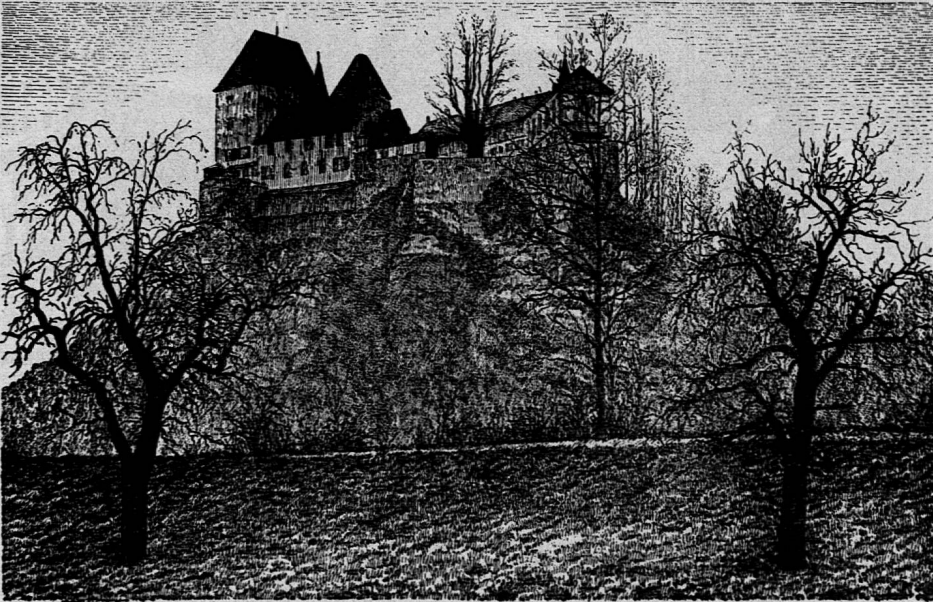
«Die Kinder waren bei mir, und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Meine Tränen flossen mit den ihrigen, und mein Lächeln begleitete das ihrige. – Aber am Sonntag kamen Mütter, Väter, Bruder, Schwester zu ganzen Haufen, zogen meine Kinder auf der Strasse und in dem Haus in alle Winkel, redeten meistens mit nassen Augen mit ihnen, dann weinten meine Kinder auch und wurden heimwehig. Es war

bald kein Sonntag, da nicht mehrere weggelockt wurden.

Die Anstalt wuchs immer an, so dass ich 1799 bei 80 Kinder hatte. Die meisten dieser Kinder hatten gute, und einige ausgezeichnete Anlagen. Sie gaben mir selbst nach dem Nachessen, wenn ich sie fragte: «Kinder, wollt ihr jetzt lieber schlafen oder lernen?» gewöhnlich zur Antwort: «lernen». Das erkaltete freilich später, da sie früher aufstehen mussten.

Ich konnte wegen ihrer Menge vieles nicht dulden, das in einer kleinen Haushaltung leicht geduldet werden kann; aber ich redete mit ihnen und zeigte ihnen in jedem Fall den Unterschied heiter. Auch duldete ich keine gerunzelte Stirne, ich rieb sie ihnen selber glatt, dann lächelten sie, und scheuerten sich untereinander selber, Runzeln zu haben.»

Im Mai lud Pestalozzis Freund, Minister Stapfer, die Kinder zu einer Reise nach Luzern ein. Vor dem Rathaus drückte ein Soldat jedem Kind im Auftrag der Regierung ein nagelneues Zehnbatzenstück in die Hand. Das war der Ehrentag der Waisen von Stans. – Anfangs Juni aber, als die Franzosen vor den Russen aus Uri nach Nidwalden zurückwichen, verlangten sie das Waisenhaus als Spital. Pestalozzi musste die Kinder wegschicken. Enttäuschten Herzens verliess er den Ort. In der Waldhöhe des Gurniglbades suchte er Erholung. «Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden Nächten endlich Land sieht und sich von einem unglücklichen Winde wieder in das unermessliche Meer geschleudert sieht, also war ich...» Was sollte er, der Schiffbrüchige, nun tun? Er fasste einen erstaunlichen Entschluss: «Ich will Schulmeister werden.»



Minister Stapfer schaute sich um nach einem Ort, wo Pestalozzi seine Ideen für bessern Volksunterricht in einer Kinderschule erproben konnte. Die Schule fand sich in Burgdorf. Es war die Schule der Hintersässen, d. h. der Bauern und der Ortsfremden. Lehrer der 73 Kinder war der Schuhmacher Dysli. Mit ihm teilte Pestalozzi Schulstube und Klasse. Dysli sohnte Schuhe, rief gelegentlich «lehrit!» und hörte nebenbei ab, was die Kinder auswendig gelernt hatten aus dem Namenbuch oder von den Fragen und Antworten aus dem Katechismus. Pestalozzi krächte sich vom Morgen bis in den Nachmittag am A-B-C heiser, liess Silbenreihen zusammensetzen, im Chor sprechen, geometrische Figuren auf neumodische Schiefertafeln zeichnen, eigene Sätze der Schüler auf die zerrissene Tapete der Wand schreiben. Bald begann Dysli zu fürchten, Pestalozzi wolle ihn aus seinem Amt verdrängen.

An der «Buchstabier- und Leseschule» der Jungfer Stäheli setzte Pestalozzi seine Versuche fort, später auch an der Knabenschule Burgdorf. Unermüdlich war er daran, «den europäischen Schulkarren umzukehren und auf eine ganz neue Strasse zu bringen». Und unerwartet kam Pestalozzi zur eigenen Anstalt. Unter den Kriegswirren hatte die Ostschweiz besonders gelitten; Bürger von Burgdorf nahmen in ihre Familien Kinder aus Appenzell auf. Der junge Lehrer Krüsi aus Gais führte sie nach Burgdorf, um sie dort zu unterrichten. Er suchte Anschluss bei Pestalozzi. Seine Schule und die Schule der Appenzeller wurden nun auf dem Schlosse vereint.

Jetzt stand ihm ein treuer junger Lehrer zur Verfügung, der die Schule kräftig zu-

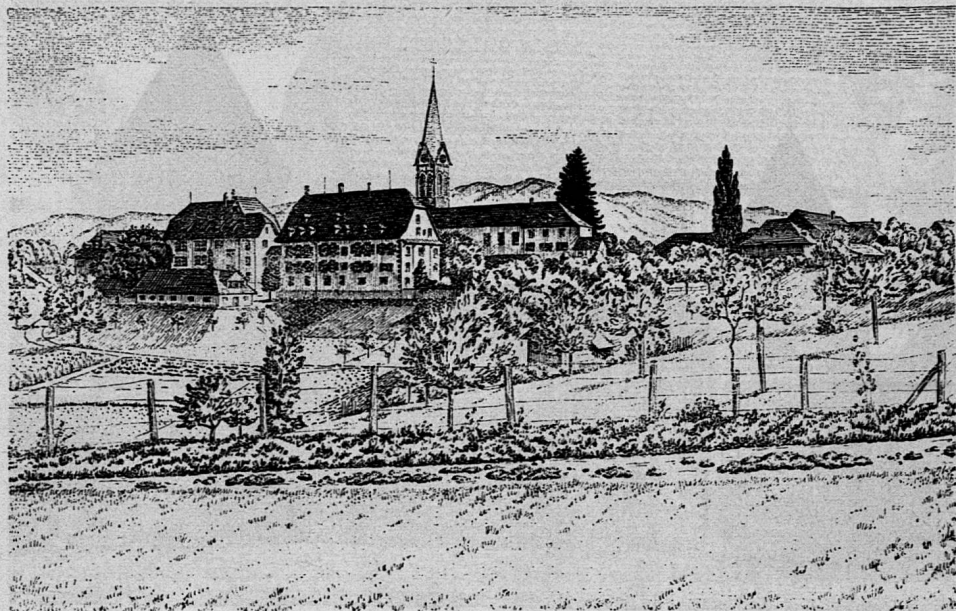
sammenhielt. Krüsi holte zwei Freunde zur Mitarbeit herbei: Tobler und Buss. Später traten zwei weitere Männer an Pestalozzis Seite: Schmid und Niederer. Schmid war als Schüler nach Burgdorf gekommen und bald Unterlehrer geworden. Niederer war Pfarrer. Nun umfasste das Institut auf dem Schloss dreierlei: Eine Erziehungsanstalt für Kinder, eine Schule für diese und für auswärts Wohnende, dazu ein Lehrerseminar mit etwa zwölf Jünglingen. Unter den Lehrern waren die meisten im praktischen Schulehalten weit geschickter als Pestalozzi selber. Dieser glich einem Baumeister, der die Bäume im Wald kennt, der weiss, wozu ihr verschiedenes Holz zu gebrauchen ist, der das Haus innerlich vor sich sieht und Pläne zeichnet; aber die meisten einzelnen Arbeiten verstand er selber nicht auszuführen.

Eines Abends mag er inmitten seiner Lehrer vor dem Schloss gesessen haben, angesichts der fernen, sich rötenden Schneeberge. «Was meint ihr, meine Freunde, dass einer im Keller des Schlosses von diesem herrlichen Abend sieht? Kaum einen Schimmer! In den Stuben des ersten Stockes mag es besser sein. Aber einzig oben in den Sälen trinkt das Auge die unverhüllte Pracht. Dieses oberste Stockwerk strahlt zwar in vollendeter Kunst, ist aber nur von wenigen Menschen bewohnt. Im mittleren wohnen schon mehrere, aber es hat keine Treppen, auf denen sie in das obere hinaufsteigen können. Wer Gelüste zeigt, in das obere Stockwerk hinaufzuklettern, dem schlägt man, wo man das sieht, auf die Finger. Hie und da geht sogar ein Arm oder ein Bein entzwei. Im Keller unten wohnt dann endlich eine zahllose Menschenherde.

Wer sieht, dass diese Armen das gleiche Recht auf Sonnenschein und gesunde Luft haben? – Unsere Welt, meine Freunde, ist ein Haus des Unrechts, ein treppenloses Haus. Mein Wille ist es, eine Treppe darein zu bauen. Darum bin ich ein Schulmeister geworden...»

Im Sommer 1801 war Pestalozzis Sohn gestorben; der Neuhof wurde verpachtet, die ganze Familie zog nach Burgdorf: die Gattin Anna, die verwitwete Sohnsfrau mit ihrem Knaben Gottlieb und die treue Magd Elisabeth. Sie waren nicht die einzigen, die kamen. Bedeutende Männer aus allen Ländern Europas besuchten für kürzere oder längere Zeit die rasch berühmte Schule. In Zeitschriften und Büchern schrieben viele von ihnen über den Wundermann, bei dem Kinder in einem halben Jahr soviel lernten wie anderswo in drei Jahren.

In Burgdorf wurde nicht nur gelernt vom frühen Morgen an; die Schüler kletterten auf den Sandsteinfelsen herum, badeten in der Emme, marschierten durch das Land und sangen Lieder. Bevor sie zu Bette gingen, vereinigten sie sich in einem Saale; Vater Pestalozzi trat unter sie, um sich mit ihnen auszusprechen, sie aufzumuntern, zu ermahnen, mit ihnen um den Segen Gottes zu bitten. Und wenn es im Schlosse still geworden war, setzte er sich an seinen Schreibtisch. Da berichtete er in dem Buche «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» der Mit- und Nachwelt, was er über das Lehren und Lernen entdeckt hatte: die Menschen können Wege finden, sich selbst zu helfen, da ihnen auf Gottes Boden niemand hilft und niemand helfen kann. Am sichersten findet diesen Weg, wer gelernt hat, in allem Denken zu lieben und in aller Liebe zu denken.



Als Napoleon im Jahr 1802 die französischen Truppen aus der Schweiz zurückrief, brach Bürgerkrieg aus. Mit der Helvetischen Republik, dem Einheitsstaat, hatten sich viele «Helvetier» nie zu befreunden vermocht. Sie wünschten die alten Zustände zurück, begehrten keine Zentralregierung. Um eine neue Verfassung für die Helvetik zu schaffen, lud Napoleon schweizerische Abgeordnete nach Paris ein. Zu diesen gehörte auch Pestalozzi. In Paris schrieb er Eingaben, in denen er unter anderem verlangte, der Staat sei zu verpflichten, gute Volksschulen einzurichten. Diesen Wunsch hat Napoleon, wie erzählt wird, mit den spöttischen Worten abgetan, er habe Wichtigeres zu tun, als sich ins A-B-C-Lehren zu mischen. Pestalozzi musste einsehen, dass es keinen Sinn hatte, länger in Paris zu bleiben; schon bevor die andern Abgeordneten aufbrachen, reiste er nach Hause.

Durch die in Paris ausgehandelte Mediationsverfassung wurden die schweizerischen Kantone wieder selbständig. Pestalozzi verlor die Unterstützungen der Regierung und musste das Schloss Burgdorf dem neuernannten Berner Oberamtmann abtreten. Für die altgesinnten Herren von Bern war es eine günstige Gelegenheit, den erneuerungssüchtigen «A-B-Cedarius» zu vertreiben. Vorläufig wiesen sie ihm das ehemalige Johanniterkloster in Münchenbuchsee zu, ein dunkles Haus, eben noch voll krätziger, siecher Soldaten und kaum notdürftig gereinigt.

In der Nachbarschaft lag Hofwil, der Musterbetrieb Emanuel von Fellenbergs. Der Berner Patrizier erzog dort auf seine Weise Kinder aller Stände. Zwei von

Pestalozzis Lehrern hofften, die beiden Männer zusammenführen und ihre Anstalten vereinigen zu können. Fellenberg würde die Arbeiten überwachen und die Finanzen verwalten, Pestalozzi, aller Rechnerei enthoben, könnte seine Bücher schreiben und den Zöglingen ein liebender Vater sein. Als man Pestalozzi den Antrag unterbreitete, sich mit dem vornehmen Fellenberg zu verbinden, zögerte er. Endlich gab er nach. Nun vermittelten seine Lehrer eine Zusammenkunft.

Fellenberg erschien gestieft, mit der Reitpeitsche – der geborene Direktor. Pestalozzi stand vor ihm in groben, ausgetretenen Schuhen, unansehnlich, mit nachlässig geknüpftem Rock – der ungepflegte, zu unberechenbaren Sprüngen hinneigende Träumer. «Man will mich fangen wie einen raren Vogel und den Leuten in goldenem Käfig vorzeigen.» Schliesslich unterschrieb er den Vertrag doch.

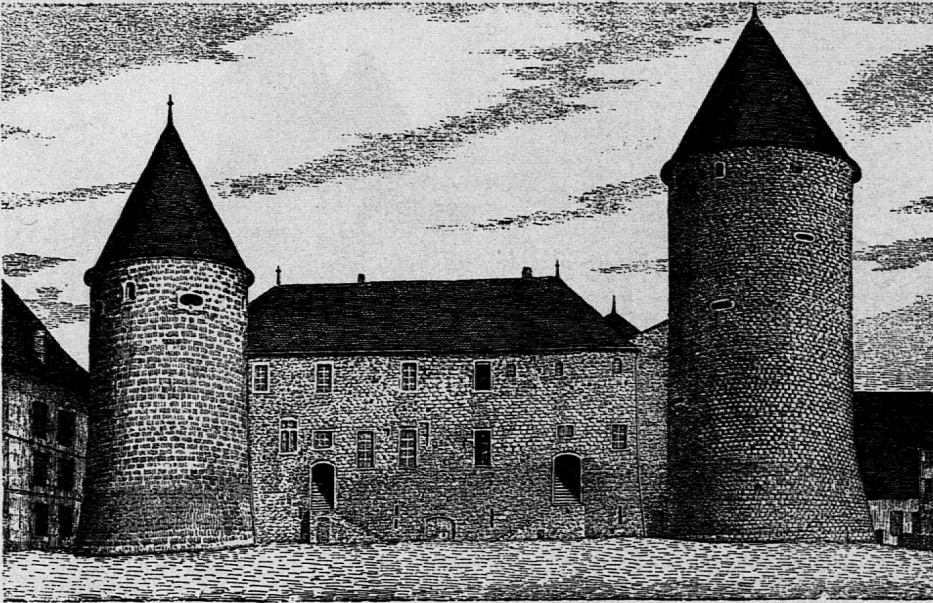
Jetzt herrschte Fellenberg! Ein anderer Geist wehte durch das Haus. Der unternehmungsfreudige, praktische Organisator, damals 33 Jahre alt, brachte eigene Leute mit, so dass für Pestalozzis Angehörige kein Platz mehr war. Er musste die seinen nach dem Neuhof zurückschicken. Fellenberg rechnete viel und genau; er wog Einkünfte und Ausgaben mit kühlem Kopf ab. Pestalozzi aber gab, gab mit beiden Händen, denn Liebe war je und je eine schlechte Rechnerin. Als Fellenberg ihm vorrechnete, er müsse alle armen, nichtzahlenden Schüler wegschicken, damit die Anstalt rentiere, erschrak er. Ja, das müsse er sich wohl überlegen, sagte er, hatte aber nicht das Herz, etwas Ernstliches zu tun.

An einem Herbstnachmittag machte ihm Fellenberg im Park von Hofwil heftige Vorwürfe. Demütig und beklemmt versuchte sich der alte Mann zu verteidigen. Fellenberg vergass, mit wem er sprach, und wurde sehr hart und wegwerfend gegen Pestalozzi. Dieser vergab dem Erbitterten und pochte nicht auf seine Verdienste und Rechte. Aber er zog sich tief enttäuscht zurück. Nur zur Morgen- und Abendandacht, da er das Wort ans Herz der Kinder richten durfte, erschien er in der Anstaltsgemeinde. Damit aber war der innere Verfall der Anstalt Münchenbuchsee eingetreten.

Es gab auch äussere Gründe, die das Ende der Zeit in Münchenbuchsee herbeiführten. Das bewilligte Jahr lief ab, und der Vertrag mit der Berner Regierung musste erneuert werden. Fellenberg, der Berner Patrizier, erreichte durch Bekannte und Verwandte, dass die Gebäude auf seinen Namen ihm verpachtet wurden. Pestalozzi war frei! Er zahlte, was Fellenberg von ihm forderte.

In seinem Abschiedswort an die Kinder fasste er zusammen, was er in seiner Schule wollte: Ausbildung des Kopfes zum Denken, Ausbildung des Herzens zum menschenfreundlichen Handeln, Ausbildung des Körpers und der Glieder zu Fertigkeiten durch Fleiss. . .

Seinen Lieblingswunsch, auf dem Neuhof wieder eine Armenanstalt zu eröffnen, konnte er nicht verwirklichen. Wie der Aargau war aber auch das Waadtland von der bernischen Herrschaft frei und ein eigener Kanton geworden. Gleich zwei Städtchen, Payerne und Yverdon, stellten ihm ihre leerstehenden Schlösser zur Verfügung. Er entschied sich für Yverdon, das alte bernische Iferten.



Während seine Schüler noch in Münchenbuchsee waren, nahm Pestalozzi Wohnung in einer Dachkammer des Schlosses Iferten. Zum erstenmal seit einem Jahrzehnt hatte er jetzt Musse, ausschliesslich an seinen Schriften weiterzuschaffen. – In der Dämmerung eines Herbstabends stieg Pestalozzi mit Krüsi, einem seiner Lehrer, eine Anhöhe hinauf. Beide überhörten das Nahen eines Fuhrwerkes, das vom Berg herabkam. Krüsi sprang beiseite. Pestalozzi glaubte, die beiden Pferde kämen von der Weide, und wollte zwischen ihnen durchgehen. Da stiess ihn die Deichsel zu Boden. Blitzschnell, ehe die Räder des Wagens über ihn fuhren, warf er sich zwischen den Beinen der Pferde ans Strassenbord hinaus. Seine Kleider waren von den Hufen zerrissen, er aber heil!

Diese Rettung aus Todesgefahr nahm Pestalozzi zum Zeichen, dass er seine Lebensaufgabe noch nicht zu Ende geführt hatte. Im Juni 1806 übersiedelten Schüler und Lehrer von Münchenbuchsee nach Iferten. Den grössten Teil der Fahrt legten sie zu Wasser zurück, über den Bieler- und Neuenburgersee. Auch seine Angehörigen zogen vom Neuhof zu ihm. Jetzt hatte er wieder alle um sich: seine besten Lehrer, seine Gattin, die Sohnsfrau und Elisabeth.

Die Anstalt war ein Pensionat, eine Art Landerziehungsheim. Es waren die Kinder von Wohlhabenden aus aller Herren Ländern, die hier erzogen wurden. Am Anfang waren es 70 Zöglinge, später über 150, im Alter von 5 bis 17 Jahren; dazu kamen gegen 50 junge Männer, die sich bei Pestalozzi zu Lehrern ausbildeten. Die Lehrer arbeiteten mit einem ungewöhnlichen Eifer von frühmorgens bis spät in die

Nacht. Mit ihren Schülern lernten sie oft im Freien. Sie betrachteten ein Tal, einen Flusslauf und bildeten die Form in Lehm nach. Sie wanderten im Jura. Pestalozzi liebte frohen Sinn und witzige Gespräche. Einmal hüpfte der alte Mann abends bei guter Laune mit Knaben und Mädchen über ein verglimmendes Feuer.

Wieder blühte sein Ruhm auf. In Scharen kamen Besucher, berühmte und weniger berühmte. Die Lehrer mussten ihnen die Schüler wie Rösslein vortreiben, im Tag oft mehrmals. Wenn ein Fürst oder sonst ein vornehmer Besucher kam, so flammte in Pestalozzi der Glaube auf: Jetzt ist ein wichtiger Augenblick. Meist schlüpfte er, der sonst so nachlässig Gekleidete, dann in einen Frack, der ihn jedoch nicht sonderlich kleidete und die Schüler belustigte. Gelegentlich rannte er im ganzen Hause diesem oder jenem Lehrer nach, rief ihn beim Namen: «Wo bist du? Komm schnell mit deinen besten Schülern in den Saal und zeig', was wir wollen und können. Ein wichtiger Besuch ist da. Er hat Tausende von Leibeigenen in Ungarn. Er wird sie gewiss freigeben und Schulen errichten, wenn ihm gefällt, was er bei uns sieht.» Wenn diese Besuche auch zum Weltruhm der Anstalt beitrugen, so schaden sie dem Unterricht doch mehr als dass sie nützten.

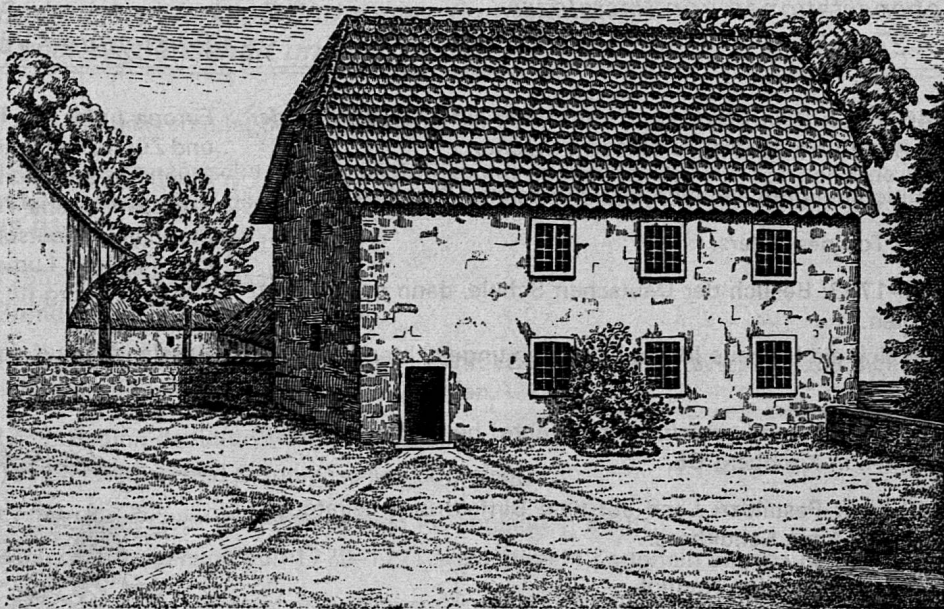
Schreiben war nach wie vor eines der Hauptgeschäfte Pestalozzis. Er wechselte Briefe mit den Eltern seiner Schüler, mit ausländischen Schulfreunden; er verfasste Schulbücher, stellte die Erfolge seiner Schulversuche dar. Für diese Arbeiten blieben ihm vor allem die frühen Morgenstunden, zeitweise regelmässig von nachts zwei Uhr an. Wehe, wenn sein Vertrauter und Helfer, Ramsauer, zu dieser frühen Stunde nicht in Pestalozzis

Zimmer erschien! Er wurde unsanft geweckt und musste die langen Sätze, die der Meister vom Bett aus diktirte, aufschreiben. Bis sechs Uhr konnte ungestört gearbeitet werden, dann begann das emsige Treiben mit der ersten Lektion.

Doch im Verborgenen ging schon wieder der Teufel um. Wiederum begann es an Geld zu fehlen. Unter den Lehrern gab es Neid, Eifersucht und Streit. Pestalozzi tadelte, mahnte, klagte: «Mein Haus hat sich parteiet. Ich sah Liebe erkalten, wo ich sie lodernd heiss glaubte. . . » Dann ein neuer schwerer Schlag: Anna, seine treue und geliebte Frau starb. Stundenlang sass er abends im Schlossgarten an ihrem Grab. Lehrer und Schüler wurden immer anmassender und taten, was sie wollten. Pestalozzi schrieb, er müsse sich unter seinen Lehrern benehmen wie ein schwacher Grossvater mitten unter kraftvollen Söhnen. Dann begannen die Folgen der Kriege Napoleons der Anstalt zu schaden; viele ausländische Schüler verliessen Iferten, die Schriften der Anstaltsdruckerei blieben unverkauft, der Schuldenberg wuchs höher und höher.

Am Pfingsten 1817 hatte der Lehrer Niederer als Pfarrer die Konfirmandenfeier zu leiten. Vor versammelter Gemeinde, in der auch Pestalozzi sass, griff er diesen in der Predigt an und sagte sich von ihm los. Dieser stand auf, wehrte sich und mahnte Niederer, die Schüler zu konfirmieren statt zu streiten. Nach der Feier schied Niederer von seinem alten Meister. 1825, nach zwanzigjährigem Bestand, löste Pestalozzi die Anstalt in Iferten auf.

Aus Nichts hatte er hier eine Welt geschaffen, zu Nichts zerrann sie ihm wieder.



Mit Lehrer Schmid und vier Zöglingen kehrte Pestalozzi auf den Neuhaus zurück. Seit einigen Jahren wirtschaftete hier der Enkel Gottlieb. Sein Söhnchen Karl war Pestalozzis Urenkel, «mit einem Kopf so rund wie der Vollmond, die obere Stirne rund und auf der Seite gar nicht so abgezimmert wie die meine». Karl wurde später Hochschullehrer und Offizier; mit ihm starb das Geschlecht 1891 aus. Aber Urgrossvater Pestalozzi dachte auch in den beiden letzten Lebensjahren nicht daran, die Hände in den Schoß zu legen.

Vom Schwan wird erzählt, er finde erst in der Todesstunde seine wahre Stimme; in der Nähe des Todes werde ihm geschenkt, das Lied seines Lebens und Vergehens zu singen. Darum nannte Pestalozzi sein letztes Buch «Schwanengesang». Darin berichtete er über sein Leben, über seine Leiden und Freuden. So oft hatte er versagt, so oft war er ins Unglück geraten. Die Schuld nahm er auf sich: seine ungeschickten Hände seien seinen Gedanken und der Kraft seines Herzens nicht gewachsen gewesen. Doch mit unerschüttertem Glauben stellte er noch einmal seine Idee der Menschenbildung dar.

Ungerufen fanden Verehrung und Dank den Weg zu ihm. Die Helvetische Gesellschaft machte den Greis zu ihrem Jahrespräsidenten, der Kanton Aargau verlieh ihm das Ehrenbürgerrecht. Die Kinder des Waisenhauses Beuggen bei Basel empfingen ihn mit dem Lied: «Der du von dem Himmel bist / Alles Leid und Schmerzen stillest. . .» Das jüngste Kind des Hauses nahte sich mit einem Eichenkranz, ihn zu krönen. Seine zitternden Hände nahmen den Kranz und legten ihn dem Kind aufs Haupt. Diese Begegnung erschütterte ihn

tief, denn hier sah er erfüllt, was er sein Leben lang gewollt: armen Kindern Obdach geben, sie so zu erziehen, dass sie sich selber helfen konnten. Deshalb bat er seinen Enkel inständig, am begonnenen Neubau weiterzubauen, ein Armenhaus zu errichten. Er selbst watete durch den nassen Schnee und trug Steine herbei, um die Bauleute zur Eile anzuspornen.

In den nahen Dörfern machte er Schulbesuche. Er freute sich, wenn die Kinder ihn auf der Strasse mit Ba-be-bi-bo-bu-Rufen empfangen, und teilte ihnen gedörrte Birnenschnitze aus, die er in den Taschen seiner langen Rockschösse mitgebracht hatte. Wo er sich zeigte, sammelten sich die Kleinen um ihn; dann sprach er ihnen lustige Verse vor, die sie wiederholten. Das tönte etwa so:

Liederli, liederli gaht's doch zue,
ohni Strümpf und ohni Schue;
hättischt im Summer öppis to,
müesstischt im Winter nüd barfis goh!

Ein zehnjähriges Mädchen aus Brugg, das von seinem Vater gehört hatte, Pestalozzi sei ein Narr, begegnete ihm im Schulhausgang; als es seine Augen sah, kam er ihm wie ein Engel vom Himmel vor.

Aber Unverstand und Verleumdung verschonten auch den Greis nicht. In der Schmähschrift eines Lehrers musste er lesen: «Nicht nur alles, was Pestalozzi Unwahres sagt, ist eine Verleumdung, sondern auch alles, was er Wahres sagt, und alles, was er gar nicht sagt.» Diese Verletzung heilte kein Arzt mehr. Fieberhaft schrieb der Greis an einer Antwort. Aber die Hand vermochte dem Ansturm seiner Gedanken nicht mehr zu folgen. Oft vergass er sogar die Feder einzutauschen. Ohne Tinte glitt sie über das

Papier. Dann mahnte ihn sein Diener: «Tüpfen, Herr Pestalozzi, tüpfen. . .» Es ging ihm nicht um seine Person; es ging ihm um sein Werk, um seine Armen: «Arme, man wird auch euch wie mich verlassen und verschupfen! Der Reiche in seinem Überfluss gedenkt euer nicht; er ist selbst ja arm und hat nur Geld und anderes nicht. Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit und euch zu Menschen zu machen, daran wird man noch lange, gar lange nicht denken.» Damit der Gebrechliche dem Arzt näher sei, führte man ihn im Schlitten nach Brugg. Dort schloss er in der Morgenfrühe des 17. Februars 1827 seine Augen. Besucher meinten, nie habe man ihn im Leben mit einer so heitern Miene gesehen.

An einem Wintertag wurde er beim Schulhäuschen von Birr bestattet. Trotz den gewaltigen Schneemassen folgte die Bevölkerung der umliegenden Dörfer dem Sarg. Lehrer trugen ihn. Ein Knabenchor sang ihm zum Abschied. Ein Rosenstrauch, von den Angehörigen des Toten gepflanzt, wuchs auf dem Grab in die Höhe und blühte fortan jedes Jahr.

Denkst auch du, dass es auf der ganzen Welt keinen berühmteren Schweizer gibt als Heinrich Pestalozzi? In viele Sprachen sind seine Werke übersetzt, sogar ins Japanische. Bestätigt das, was er einst an Stapfer geschrieben, den ehemaligen Minister der Helvetischen Republik? «Freund, wir glaubten ein Korn zu säen, um den Elenden in unserer Nähe zu nähren, und wir haben einen Baum gepflanzt, dessen Äste sich über den Erdkreis ausbreiten und die Völker der Erde ohne Ausnahme unter seinen Schatten rufen werden. Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk.»

Lebensstationen von Pestalozzi

3 × 27 Jahre

1746–1773: *Vom Mutterkind zum Bauer auf dem Neuhof, der den Armen Helfer und Vorbild sein möchte*

In Zürich geboren als Sohn des Wundarztes Pestalozzi.

1751: Tod des Vaters.

1751–1763: Besuch der Deutschen Schule, dann der höheren Schulen.

Setzt sich ein für neue Ideen, hilft einen ungerechten Landvogt anklagen.

1767–1768: Landwirtschaftliche Lehre beim Musterbauern Tschiffeli in Kirchberg BE.

1769 kauft Pestalozzi Land auf dem Birrfeld und heiratet die Zürcherin Anna Schulthess.

1771: Einzug in den Neuhof.

Nach Missernten Zusammenbruch der landwirtschaftlichen Unternehmung.

1773–1800: *Erzieher von armen Kindern auf dem Neuhof, Waisenvater in Stans; er versucht den Armen als Schriftsteller zu helfen.*

1773: Eröffnung der Anstalt für arme Kinder auf dem Neuhof.

1779: Landverkäufe.

1780: Auflösung der Anstalt für arme Kinder.

1780–1798: Vereinsamung auf dem Neuhof. Pestalozzi schreibt Bücher; in «Lienhard und Gertrud» zeigt er, wie Eltern ihre Kinder erziehen und unterrichten sollen, auch wenn im Dorf viel Schlechtes das Leben vergiftet. In Fabeln kritisiert er die Übelstände, unter denen die Menschen leiden.

1792: Ernennung zum französischen Ehrenbürger durch die Nationalversammlung in Paris.

1799: Leiter der Armen- und Waisenanstalt in Stans.

Lehrer an Burgdorfer Schulen.

1800–1827: *Bewunderter und angefeindeter Erzieher und Institutsleiter, der dem Volk durch Erziehung und verbesserten Unterricht helfen will.*

1800: Eröffnung des Erziehungsinstituts im Schloss Burgdorf.

1804: Übersiedlung des Instituts nach Münchenbuchsee. Die Zusammenarbeit mit Fellenberg von Hofwil scheitert.

Eröffnung des Instituts im waadtländischen Schloss Yverdon (Iferten).

1815: Tod von Pestalozzis Frau.

1818: Eröffnung der Anstalt für arme Kinder in Clindly bei Iferten.

1825: Schliessung der Anstalt in Iferten, Übersiedlung auf den Neuhof.

Ehrungen und Anfeindungen.

1827: Tod Pestalozzis in Brugg. Beisetzung in Birr.

Fürsten und Völker, Politik

Europa unter der Herrschaft von «gnädigen Herren»: Patrizier und Zünfte herrschen in den Orten der Alten Eidgenossenschaft. Mächtige ausländische Herrscher sind König Friedrich II. von Preussen; Maria Theresia von Österreich – ihr Gemahl, Franz Stephan, ist deutscher Kaiser; König Ludwig XV. von Frankreich, von 1774 an Ludwig XVI.; König Georg II. von England; von 1760 an Georg III.; Zarin Elisabeth von Russland, von 1762 an Katharina II.

Russland ist auf dem Weg zur europäischen Grossmacht.



1776: Unabhängigkeitserklärung der 13 vereinigten Staaten von Nordamerika: Freiheit und Gleichheit der Menschen in der «Neuen Welt».

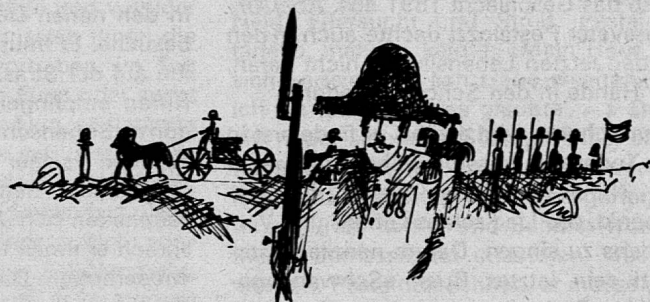
1789–1795: Französische Revolution.

1793: König Ludwig XVI. hingerichtet.

1795–1799: Ein Direktorium regiert Frankreich.

1798–1803: Der Staatenbund der Eidgenossenschaft wird Einheitsstaat: Helvetik, Hauptstadt Aarau.

1799: Napoleon Erster Konsul.



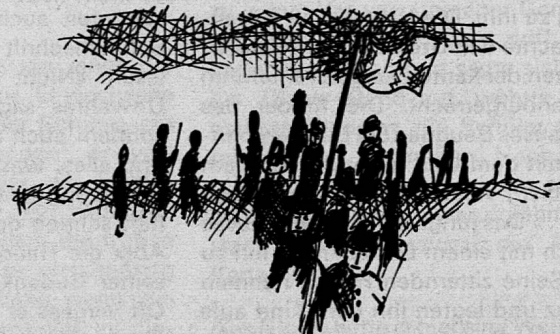
1804: Napoleon I. Kaiser der Franzosen.

Die Helvetik erhält die Mediationsverfassung und wird wieder zum Staatenbund.

1814–1815: Wienerkongress zur Wiederherstellung der alten Ordnung in Europa (Restauration): Bourbonenkönige in Frankreich, König und Adel herrschen in Preussen und Österreich, Patrizier in der Eidgenossenschaft.

Zusammenschluss der Herrscher Europas zur Heiligen Allianz (ohne England).

Der Freiheitskampf der Bürger beginnt.



Ringen um die Vorherrschaft über die Welt zwischen England und Frankreich: Kämpfe um Kolonialgebiete in Ostindien. Entscheidungskampf um die koloniale Vorherrschaft in Nordamerika.

1748: Beendigung des österreichischen Erbfolgekrieges.

1756–1763: Siebenjähriger Krieg; Preussen kämpft gegen Österreich, dann auch gegen Frankreich, Russland und Schweden.

1757: England erobert ganz Indien.

1768–1774: Türkisch-russischer Krieg.



1775–1783: Amerikanischer Unabhängigkeitskrieg gegen England.

1792–1797: Österreich, Preussen und England kämpfen gegen Frankreich.

1798: Untergang der Alten Eidgenossenschaft nach dem Angriff französischer Heere.

1798–1799: Napoleon in Ägypten, Sieg über England.

1798: Französische Flotte bei Abukir vernichtet.

Kriege des französischen Kaisers gegen England, Österreich, Preussen, Russland bis zur Niederlage von Waterloo (1815).

1808–1814: Volkskrieg in Spanien gegen die französische Besetzung.

Freiheitskampf der mittel- und süd-amerikanischen Kolonien gegen Spanien und Portugal.

1821–1829: Freiheitskampf Griechenlands.



1750: Franklin erfindet den Blitzableiter.

1751: Die französische Enzyklopädie beginnt zu erscheinen: die auf der Erde verstreuten Kenntnisse geordnet dargeboten – als Einleitung der Revolution (bis 1772 28 Bände).

1755: Erdbeben in Lissabon.

Gründung der Universität Moskau.

1762: Rousseau veröffentlicht seine Schrift «Der Gesellschaftsvertrag»; die menschliche Gesellschaft soll neu geordnet werden.

1769: Beginn der industriellen Revolution.

Dampfmaschine und Spinnmaschine erfunden.

1770: James Cook nimmt Australien für England in Besitz.

Nach der Hungersnot von 1770–1771 werden mehr Kartoffeln angebaut.

1773: Der Papst verbietet den Jesuitenorden (bis 1814).

1778: Voltaire und Rousseau sterben.

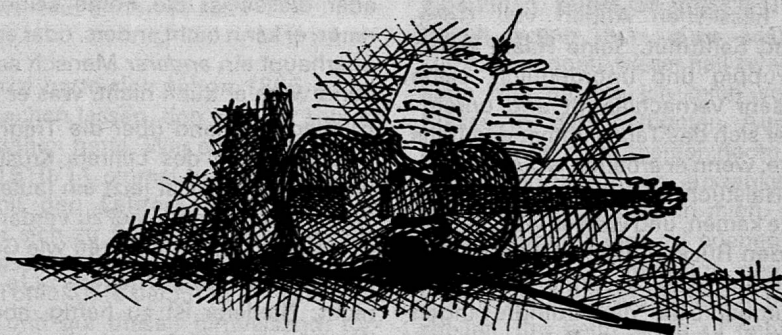
Erste tierärztliche Hochschule in Deutschland.

1783: Der erste Heissluftballon (Montgolfière) steigt mit Menschen in die Luft.

1786: Der Montblanc wird erstiegen. – Die Elemente Sauerstoff, Chlor und Mangan werden entdeckt. – Gasbeleuchtung für Innenräume. – Mechanischer Webstuhl.

Abwanderung bisheriger Kleinbauern in die Städte; sie werden besitzlose Lohnarbeiter in den Fabriken.

1794: Robespierre führt in Frankreich den Kult des höchsten Wesens anstelle des Christentums ein.



1801: Ultraviolette Strahlen entdeckt.

1805: Webmaschine für gemusterte Gewebe erfunden.

Klassik und Romantik im politisch zersplitterten Deutschland:

Gelehrte: I. Kant und J. G. Fichte.

Dichter: J. W. Goethe, F. Schiller, G. E. Lessing, J. G. Herder . . .

Musiker: J. Haydn, W. A. Mozart, L. v. Beethoven.

1806: Volksliedersammlung «Des Knaben Wunderhorn».

1807: Verkehr mit Dampfschiffen beginnt.

1809: Erster Telegraph, 1814: Erste Lokomotive.

1812: Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm.

1815: Bank Rothschild, zunehmende Kapitalbildung, Grossbanken.

1819: Der Raddampfer «Savannah» überquert in 26 Tagen den Atlantik.

1829: Erfindung der Schiffsschraube. Wachsende Industrieproduktion. Weiterer Aufschwung der Landwirtschaft: Mehr Erträge durch Fruchtwechsel.

Begegnungen mit Pestalozzi

Johannes Ramsauer

Johannes Ramsauer aus Herisau war sechzehn Jahre erst als Zögling, dann als Lehrer bei Pestalozzi. Er kam 1800 nach Burgdorf, folgte Pestalozzi nach Munchenbuchsee und Iferten, verliess aber 1816 das Institut, angewidert durch die Streitigkeiten, die unter den Lehrern ausgebrochen waren. Er war einer der hervorragendsten Schüler und Mitarbeiter Pestalozzis. Er hat das Leben mit und um Pestalozzi lebendig gezeichnet.

Von Pestalozzis Äusserem

Pestalozzi hatte ein im ersten Augenblick zum Erschrecken hässliches Gesicht, das sehr braun, blatternnarbig und in seinen vierziger Jahren schon ungewöhnlich voller Runzeln war. Sobald er aber zu sprechen anfang, war sein ganzes Gesicht voll Leben und Ausdruck und die sonst grauen, hässlichen Augen voll Geist, Liebe und Sanftmut. Seine Haare waren ganz struppig und unordentlich, seine Kleider sehr vernachlässigt und unreinlich, da er sich des Tages immer damit ins Bett legte, wenn er arbeiten wollte. Er trug nie ein Halstuch, als wenn Fürsten und Gesandte kamen, und warf es weg, sobald sie ihm den Rücken gekehrt hatten. Eine weite braune Kapuze ohne Form und Tasche umhüllte ihn; die Strümpfe hingen gewöhnlich über die Schuhe hinunter, und eine dicke Mütze bedeckte den Kopf. Er hatte einen schleppenden, gebogenen, bald hastigen, bald schneckenartigen Gang, wobei er beständig die Arme hin und her schlenkerte und vor sich hinbrummte, weder rechts noch links, ja nicht einmal auf den Weg sah und deswegen so oft Beulen und blaue Flecken wie Pestalozzi. Besonders oft stiess er sich des Nachts, da er die Arme im Dunkeln nie vorausstreckte, wie jeder andere Mensch von selbst tut.

Pestalozzi hatte eine äusserst zähe, abgehärtete Natur, war beinahe unempfindlich gegen Frost und Hitze, bedurfte fast keines Schlafes, hatte dabei einen guten Appetit, doch war es ihm fast einerlei, was er ass.

Pestalozzis Charakter

Wer Pestalozzi genauer kennenlernen will, muss wissen, dass er sehr heftiger, leidenschaftlicher Natur und voller Widersprüche war, dass seine Gemütsbewegungen alle Augenblicke wechselten, dass er in derselben Minute sanft wie ein Lamm und wütend wie ein Löwe oder mutig wie ein Held und niedergeschlagen, elend und gedrückt wie ein Sklave sein konnte. Er liebte und hasste mit derselben Leidenschaft, doch behielt erstere immer und immer wieder die Oberhand, selbst gegen solche, die ihn aufs höchste beleidigt hatten.

Alles, was er war, das war er ganz, mit allen seinen Kräften. Zu regieren verstand er durchaus nicht, wohl aber die Herzen zu lenken und den Geist anzuregen, wie kein anderer. In keiner Beziehung berechnend, sondern mehr ein Träumer und Phantasiemensch, bald zerstreut wie ein Kind – nichts sehend, hörend, denkend, fühlend –, bald voll der tiefsten Gedanken und der grössten Pläne.

Wie milde Pestalozzi über andere urteilte, bewiesen Beispiele wie folgende: klagte man z. B. über die Roheit des Lehrers Schmid, so erwiderte er:

a) Es ist wahr, Schmid hat etwas Rohes und spricht und gebärdet sich gar zu grob (manchmal sagte er «wie ein Waldesel»), aber dieses ist die Folge seiner Kraftnatur, er kann nicht anders, oder er müsste überhaupt ein *anderer* Mensch sein, aber dann wäre er auch nicht, was er ist.

b) Klagte jemand über die Trägheit und Nachlässigkeit des Lehrers Krüsi, so erwiderte er: Krüsi ist jetzt ein fauler Hund; wir haben ihm aber viel zu verdanken, da er in den ersten Jahren treu wie Gold war.

c) Oder von Lehrer Niederer: «Ja, du hast recht, Niederer ist zu heftig, aber ohne ihn wären wir nicht so weit.»

d) Vom Institutsfreund Jullien: «Ja, Jullien ist darin ein leichtfertiger Franzose; er tut aber viel für die gute Sache, und so wollen wir auch seine Schwächen tragen.»

e) Beklagte man sich über die Haushälterin Frau Krüsi, so sagte er: «Es ist wahr, sie hat ein böses Maul und ist eine Hexe, sie macht es mir selber nicht besser, meint es aber gut und ist treu.»

f) Vom Lehrer Johann von Mural: «Du hast recht; er ist mir selber zu fein, zu vornehm, das mag ich nicht; er hat aber Geschmack und versteht es, wie keiner unter euch, etwas einzurichten und Feste anzuordnen.» (Pestalozzi war am Weihnachts-, Neujahrs- und besonders an seinem Geburtstage stets sehr glücklich und konnte sich wie ein Kind über die

Einrichtungen freuen, wie auch über Landpartien.)

g) «Es ist wahr, Buss tut nichts für die Methode; die Kinder haben ihn aber lieb, und das ist mir lieb.»

h) Über Frau Niederer: «Sie ist eine Schlange; aber sie weiss Ordnung zu erhalten und Respekt einzuflössen.»

Dass ein Menschenfreund wie Pestalozzi in dem grössten Verbrecher noch den Menschen, ja den Freund und Bruder, aber den unglücklichen, den gefallenen, finden, denselben aber aus Mitleiden kaum ansehen konnte, bewies er öfter. Traf Pestalozzi in Bern oder Zurich Züchtlinge auf der Strasse an, so rannte er ganz beängstigt an ihnen vorüber.

Sprach ihn ein Bettler an, so griff er hastig in die Tasche und gab ihm das erste beste Stück Geld, das ihm in die Hand kam. Deswegen hatte er auch selten Geld, wenn er irgendwo hinkam, ja in Basel kam er einmal mit Schuhen an, die mit Stroh gebunden waren, weil er, nachdem er kein Geld mehr hatte, noch vor den Toren die silbernen Schuhschnallen einem Bettler gegeben hatte.

Wenn er einem Zögling den Daumen an die Stirne setzte, den Kopf ein wenig zurückschob und ihm scharf in die Augen sah, so konnte man darauf zählen, dass er demselben etwas aus den Augen lesen werde.

Das tat er allen, fast täglich aber solchen, die er eines besonderen Fehlers im Verdacht hatte; er tat es auch oft ohne ein Wort zu sprechen, und dieses imponierte oft am meisten.

Sonst im gewöhnlichen Leben sah Pestalozzi auf die Nase und konnte in seinem siebzigsten Jahre noch sich in eine schöne weibliche Nase förmlich verlieben, wie dieses unter andern mit Betty Gleim der Fall war, der er deswegen auf einer Reise (die ich mitmachte) beständig gegenüber sass.

Von Natur war Pestalozzi sehr witzig, trieb gern Scherz und war ein Meister in der Bildersprache, weswegen seine Fabeln so grossen Wert haben.

Pestalozzi als Lehrer

Gab Pestalozzi selber Unterricht, so war er dabei sehr ungeduldig und ungestüm, gab rechts und links Ohrfeigen, ohne zu sehen, wohin sie trafen, während er doch zugleich der grösste Feind aller körperlichen Strafen war und bei Zusammenstössen zwischen Lehrern und Schülern, ähnlicher Fälle wegen, fast immer den letzteren recht gab. Sein ungeheurer Eifer aber begeisterte seine Schüler dergestalt, dass sie dennoch mehr bei ihm lernten, als

dieses bei irgendeinem andern Lehrer, der es ebenso getrieben hätte, der Fall gewesen wäre. Denn trotz der Ohrfeigen merkte bald jedes Kind, selbst das dümmste und roheste, dass es etwas Wesentliches bei Pestalozzi lerne, sowie auch, dass Pestalozzi die Kinder lieb habe und nur aus Liebe so eifrig sei. Ebenso sah jedes Kind bald, dass er nur dann so ungestüm war, wenn er die ganze Klasse im Auge hatte, und dass, sobald er mit dem Einzelnen oder nur mit zwei bis dreien sprach und lehrte, er unendlich freundlich und geduldig, ja wie eine Mutter war.

Andere Charakterzüge Pestalozzis

Während Pestalozzi im hohen Grade unordentlich und gedankenlos mit seinem Gelde umging und deswegen auch nur selten solches bei sich tragen durfte, hegte er die grösste Achtung vor Leuten, die durch Ordnung und Sparsamkeit reich geworden waren. Es war überhaupt ein Hauptzug seines Charakters, dass er alles, was ihm selber mangelte, bei andern ungemein hoch schätzte, ja gewöhnlich überschätzte, und deswegen hinsichtlich der Anlagen der einzelnen Menschen sich oft so sehr täuschte. Pestalozzi konnte einen Menschen auf die fürchterlichste Weise ausschelten, ihm alle Schande und Spott sagen, machte aber dieser dabei ein demütiges Gesicht, dann plötzlich davon so gerührt werden, dass er denselben aufs innigste an sein Herz drückte und ihm sagte: «Du bist besser als ich.»

Der Grundton seiner Seele war Liebe und immer wieder Liebe gegen jedermann, ganz besonders aber gegen die Armen im Volke; er täuschte sich aber darin, dass er die Sünden der Menschen nur für eine Folge schlechter Erziehung und schlechter Angewohnheiten hielt und nichts von der Erbsünde wissen wollte.

Pestalozzi war ein Feind alles müssigen Herumstehens; selbst nach Tisch sah er es ungern. Noch mehr aber hasste er das Zum-Fenster-Hinausschauen. Daher kam es denn auch, dass er diejenigen Erwachsenen im Institut, die kein bestimmtes Amt und auch keine Aufsicht über die Zöglinge zu führen hatten, gewöhnlich gar nicht leiden mochte, wiewohl es natürlich war, dass diese etwa einmal müssig herumstanden. Tobler, der besonders gross war und deswegen über alle hervorragte, stand nach Tisch auch einmal so im Hof herum; da kam Pestalozzi hinzu und schalt ihn einen Faulenzer, und da Pestalozzi eine sehr starke Stimme hatte, so liefen alle Knaben nach dieser Stelle hin und umgaben Tobler, der sich nun schämte und natürlich nichts erwi-

dern durfte, solange Pestalozzi vor ihm stand. Sobald dieser ihm aber den Rücken gekehrt hatte, so platzte er mit den Worten heraus: «Pestalozzi hat doch eine Stimme wie ein Kommandant.» Darüber entstand das grösste Gelächter, weswegen Pestalozzi zurückkehrte und fragte, was vorgefallen sei, und als er die Antwort erhielt, lachte er auch, sagte zu Tobler: «Du hast recht, und du bist mir dennoch lieb, nur nicht als Eckensteher», und gab ihm einen Kuss. — (Pestalozzi sprach alle Glieder des Instituts mit «Du» an. Tat er es nicht, so stand er mit einem solchen auf keinem vertrauten Fuss.)

Pestalozzi hasste ganz besonders das Pfeifen. Das kam wohl daher, weil er in seinem Leben so viele Müssiggänger kennengelernt hatte, die ihre Zeit verpiffen und sich und andere dadurch unglücklich gemacht hatten.

Pestalozzi fühlte sich vornehmen Leuten gegenüber stets geniert, gehemmt, unbehaglich, und aus Furcht, nicht verstanden zu werden, sprach er alsdann noch schneller und noch undeutlicher als gewöhnlich. Kam er auf den praktischen Teil seiner Methode zu sprechen, so sagte er dann gewöhnlich, indem er einen Lehrer, der sein ganzes Vertrauen besass, vorstellte: «Dieser wird es Ihnen besser erklären», und entfernte sich.

Pestalozzi hatte sich schon 1806 seinen Sarg machen lassen, den er unter seinem Bette stehen hatte. War er in den Jahren 1806–1810/11 einmal besonders traurig oder mit den Lehrern unzufrieden, so legte er sich zu Bette und beschied uns vor dasselbe. Dann stand der Sarg mit einem Totenkopfe darauf in der Mitte der Stube, und auf diesen hinweisend, forderte er uns auf, uns vorzustellen, dass er schon in demselben liege, und zu bedenken, wie uns zumute wäre, wenn wir uns sagen müssten, unsere Pflichten gegen ihn nicht erfüllt und ihn bei seinem mühe- und sorgenvollen Leben nicht genug unterstützt zu haben. Da konnte er dann sechs bis acht Mal rufen: «Seht ihr mich im Sarg? Seht ihr mich im Sarg? Wie ist euch zumute?»

Der Leser dieser Zeilen wird unwillkürlich denken: Das müssen harte Herzen gewesen sein, die solcher Mittel bedurften, um erweicht zu werden. Nein, das waren keine harten Herzen, im Gegenteil: sehr weiche und anhängliche, die sich alles von ihrem Vater, Freund und Wohltäter gefallen liessen und von denen er gerade deswegen oft fast das Unmögliche fordern durfte.

Karl Justus Blochmann

Der Theologe Blochmann war vom Herbst 1809 an Lehrer in Iferten. Im Sommer 1816 verliess er das Institut.

Bei aller Milde und Freundlichkeit seines Wesens war Pestalozzi nicht selten leidenschaftlich, aufbrausend, selbst ungerichtet. Ward ihm irgend etwas hinterbracht, so prüfte und untersuchte er nicht, sondern ward, wie es Kindern zu gehen pflegt, vom Augenblickseindrucke überwältigt und handelte sofort im Sturme dieses Eindrucks. Als eines Tages zu ihm von der Unzweckmässigkeit und Schläffheit des Unterrichts der französischen Lehrer gesprochen worden war, lief er sofort zu dem Zimmer, worin einer derselben unterrichtete, öffnete hastig die Türe und schrie von Zorn entbrannt in die Klasse: «Les maîtres français enseignent comme les cochons!» (Die französischen Lehrer unterrichten wie Schweine!)

Ward ein Zögling von einem Lehrer wegen einer Ungezogenheit oder wegen Faulheit gestraft, und er lief in Pestalozzis Zimmer und stellte ihm vielleicht unter Tränen das Widerfahrne als eine Ungerechtigkeit dar, so übermannte der Eindruck dieser vermeintlichen Ungerechtigkeit den Greis dergestalt, dass er aufsprang und, um solche Ungerechtigkeit zu sühnen, selbst die grösste Ungerechtigkeit gegen den Lehrer beging. Mir selbst begegnete dieser Fall zweimal. Das erste Mal musste ich mich vor meiner Klasse in den heftigsten Ausdrücken, ohne ein Wort zu meiner Rechtfertigung vorbringen zu können, auszanken lassen. Das zweite Mal sah ich mich, um nicht eine ähnliche Szene zu erleben, so weh es mir auch tat, genötigt, dem hereinstürmenden Pestalozzi sofort entgegenzueilen, ihn beim Arme zu nehmen und mit ihm aus dem Klassenzimmer hinaus und auf sein Zimmer zu gehen. Da beruhigte er sich allmählich, und als ich ihn selbst überzeugt hatte, dass ich recht gehandelt, der Knabe aber unverschämte gelogen habe, rief er aus: «Der Lumpenbub, ich will em e Multatz gäh!»

Zu den Schattenseiten unseres Pestalozzi gehörte auch die Vernachlässigung seiner selbst, seine Nachlässigkeit im Äussern, sein Mangel an Reinlichkeit. Nicht bloss einfach und fast dürftig ging er einher, sondern oft auch ungewaschen, mit verworrenem Haare und mehrtägigem Barte, in niedergetretenen Schuhen und herabhängenden Strümpfen. Als eines Tages der König von Holland im Schlosse gemeldet wurde, lief er aus seinem Zimmer

durch die Korridore ihm entgegen; ich stand eben an der Türe, durch welche er dem König entgegen eilte, und sah zu nicht geringem Staunen, dass sein rechter Fuss fast bis zur Hälfte entblösst war. Ich zog ihn rasch auf die Seite, band ihm seinen herabhängenden Strumpf fest und reinigte in aller Eile seinen dunkelgrauen Burnus, seine fast tägliche Kleidung, von Federn und Schmutz.

Emil Zschokke

Zschokke, Sohn des Schriftstellers Heinrich Zschokke, Pfarrer in Aarau, erzählt persönliche und Familien-Erinnerungen an Pestalozzi.

Es mochte ums Jahr 1816 oder 1817 sein. Ich zählte etwa acht bis neun Jahre; wir wohnten damals noch im alten Familienhause in der Stadt, als Pestalozzi auf einer Durchreise in Aarau eines Morgens unerwartet bei uns eintrat. Mein Vater stand gerade vor seinem Schreibpulte mit Arbeiten beschäftigt; auf beiden Seiten des Pultes waren Tischlein angebracht, an denen mein etwas älterer Bruder Theodor und ich an Schulaufgaben schwitzten. Die Ankunft des seltsamen Mannes unterbrach nun plötzlich die bisherige lautlose Stille. Er stürmte auf Zschokke los, und es fand eine sehr herzliche Umarmung statt. Er war damals etwa 70 Jahre alt, eine kleine, gebückte, unansehnliche Gestalt, jedoch breitschultrig und mit einem imponierenden Haupte, das noch deshalb grösser erschien, weil es von einer wahren Flut von grauen, ungeordneten Haarmähnen umwallt war. Mir entging gleich bei jener Umarmung nicht, dass der Papa denn doch weit generalmässiger aussehe.

Meine Mutter erschien, um den werten Gast zu einem Frühstück im Empfangszimmer einzuladen. Allein Pestalozzi schlug es aus, weil er sofort wieder weiterreisen müsse; aber er blieb trotzdem noch lange da und wurde, als es beinahe zu spät geworden war, von meinem Vater bis zur Post begleitet.

Einige Jahre später, als wir das neubaute Landhaus jenseits der Aare, die Blumenhalde, bezogen hatten und Pestalozzi wieder auf dem Neuhof bei Birr, nur wenige Stunden entfernt, wohnte, wiederholten sich seine Besuche öfter. Er kam und verschwand dann gewöhnlich mit der nämlichen Eilfertigkeit, die sich nie für lange binden liess, wie früher; nur war sein Gang nun schon etwas bedächtiger geworden. Auch schien das zunehmende Alter sein Gedächtnis geschwächt zu haben. Es musste ihm ein Lohnbedienter aus dem Gasthof jedesmal den Weg über die Aarebrücke zeigen, obwohl er

diesen Weg schon so oft gemacht hatte und Aarau nicht gerade ein unentwirrbares Labyrinth von Gassen bildet.

Gustav Adolf Hippius

Hippius, ein Zeichenlehrer und Porträtmaler in Petersburg, hielt sich 1818 auf der Heimreise von Italien nach seiner Heimat Reval einige Tage bei Pestalozzi in Iferten auf und zeichnete dort Pestalozzis Bildnis. Anlässlich der Feier von Pestalozzis hundertstem Geburtstag liess er dasselbe in Kupfer stechen und sandte zugunsten der Aargauischen Pestalozzistiftung fünfzig Exemplare mit einem Begleitbrief an Kirchenrat S. Vögelin in Zürich. Der Brief schildert, unter welchen merkwürdigen Umständen die Zeichnung zustande kam.

Nachdem ich den grossen und liebenswürdigen Mann kennen und verehren gelernt hatte, lebte in mir kein anderer Wunsch als der, ihn zu zeichnen. Obwohl man mich versicherte, dass er dergleichen nicht liebe und dass er zum Sitzen weder Zeit noch Geduld habe, wagte ich die Bitte dennoch, und sie ward mir, wie wohl widerstrebend, in Liebe gewährt.

Der ersehnte Augenblick nahte: er sass; kaum hatte ich den ersten Entwurf begonnen, als er, wie wenn ihn jemand abgerufen hätte, aufsprang und sinnend davoneilte. Lange Zeit harrete ich vergebens—ich hustete—ich liess lärmend etwas fallen, um mich in Erinnerung zu bringen; allein nichts wollte helfen.

Ich entschloss mich, ihm zu folgen, und ging den teuren Flüchtling in den innern Gemächern seiner Wohnung aufzusuchen.

Eine Tür stand glücklicherweise offen, ich näherte mich dieser mit Herzklopfen und blickte hinein: es war das Schlafzimmer, und ich sah Pestalozzi ausgestreckt auf dem Rücken liegend im Bett, einen Stift in den Fingern, ein Blatt Papier zur Seite, den Blick aufwärts und abgewendet.

Endlich fasste ich notgedrungen ein Herz, meine angstvolle Rolle weiter zu spielen. Um meine Kühnheit zu bemänteln, ergriff ich einen Stuhl, trug diesen leise zum Bette hin und tat, als zeichnete ich, als studierte ich seine Züge. Er, immer noch mit sich allein, liess solches geschehen, aber die kostbare Zeit verstrich mir nutzlos. Da ich mich nun fortwährend bemüht zeigte, seinen Blick aufzufangen, gewaltete er den unglücklichen Maler am Ende doch, fuhr mit der Hand zur Stirn und rief halblaut und freundlich aus: «Ja, ich sollte sitzen.»

Hierauf erhob er sich, mich an der Hand nehmend, und so gingen wir, ein Paar geplagte Menschen, an den Ort zurück und an die Sitze, die für beide feurige Kohlen enthielten. Mit aller Anstrengung vermochte ich den lebhaften, geistesvollen Mann nur vielleicht eine halbe Stunde aufzuhalten, als er, wie zuvor, mich sitzen liess. Indes war meine Zeichnung vorgeschritten, ich konnte fortarbeiten auch ohne ihn.

Als das Bildnis am andern Tage fertig war, betrachtete Pestalozzi es mit Interesse, doch schien es, als hielte der 72jährige jugendliche Greis sich für weniger alt, als ihn meine Zeichnung schilderte. Bewegt winkte er geneigten Hauptes seinem Bilde Teilnahme zu, umarmte und küsste mich und schrieb folgende merkwürdige Worte darunter:

«Freund, versuchen Sie Ihre Kunst immer am Schönen, am Verunstalteten verschwendet die Kunst ihre Kraft umsonst. Reisen Sie glücklich, mein Dank und meine Liebe folgen Ihnen herzlich. Pestalozzi.»

Weitere Beobachtungen und Begebenheiten

Der Kunstlose

Bei einer Prüfung für Schulumtskandidaten wäre Pestalozzi wohl überall durchgefallen. Seine Aussprache war hart und unrein, seine Schrift so unleserlich, dass selbst geübte Kaufleute und Gelehrte sie kaum zu entziffern vermochten, seine Rechtschreibung teils veraltet, teils sonst mangelhaft, und die Interpunktion blieb meistens ganz weg. Einen geometrischen Lehrsatz zu beweisen, hat er wohl in seinem Leben nie versucht. Von Zeichnen war nicht die Rede. An Pflanzen, Steinen und Naturerzeugnissen fand er zwar grosses Vergnügen, sammelte aber wie ein Kind nur nach auffallenden Eigentümlichkeiten, ohne die Arten zu kennen oder bestimmen zu können. Singen konnte er ebensowenig. Nur in höchst seltenen Stimmungen trällerte er, kunstlos und jedesmal in anderer Weise, sein Lieblingslied: «Süsse, heilige Natur», am öftersten die beiden Verse:

«Wenn ich dann ermüdet bin,
Sink ich dir am Busen hin.»

Ohne Übertreibung: Er stand an Schulkenntnissen und Schulfertigkeiten einem gebildeten Dorfschulmeister bedeutend nach. Doch derselbe Mann hat nach seinem eigenen Kernausspruch den europäischen Schulwagen umgekehrt und in ein neues Geleise gebracht.

Hermann Krüsi

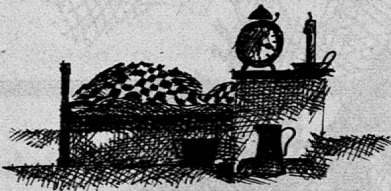
Das Monstrum

Während einer Kur in Baden machte Pestalozzis Gattin die Bekanntschaft einiger vornehmer Damen, die ihr als der Frau des grössten Pädagogen seiner Zeit ausgezeichnete Verehrung erwiesen. Endlich kam Pestalozzi selbst, um seine Frau abzuholen. Diese stand eben mit den erwähnten Damen am Fenster, als er aus dem Wagen stieg. «Ach, du mein Himmel!» rief eines der Frauenzimmer, indem es sich an Frau Pestalozzi wandte, «Madame, was ist das für ein Monstrum?» «Madame», antwortete die Gefragte, «das ist mein Mann».

Johann Baptist Bandlin

Der Bettgenosse

Pestalozzi hatte die Gewohnheit, wenn er recht denken wollte, zu jeder Tageszeit, angekleidet wie er gerade war, sich ins Bett zu legen und sich mit der Decke bis an die Augen zu verhüllen. Wenn ein



Freund zu ihm kam und er recht vertraulich mit ihm sprechen wollte, musste dieser sich mit ihm ins Bett legen. Dasselbe tat er, wenn er zu Freunden kam. So besuchte er an einem Wintermorgen seinen Freund Herzog zu Effingen, traf ihn noch im Bette und legte sich ohne weiteres mit seinen gefrorenen Kleidern und Schuhen zu ihm hinein. Als Frau Herzog ins Zimmer trat, rief sie ganz entsetzt: «Aber um Gotteswillen, was hast du denn für einen Grusel bei dir im Bett!»

Johann Baptist Bandlin

Der Herr Wüest

Pestalozzi wurde im Hause des Seidenfabrikanten Notz behandelt wie ein Kind vom Hause, und Frau Notz nahm ihn tüchtig wegen seiner äussern vernachlässigten Erscheinung in die Kur und

schalt ihn oft derb aus, wenn er nach seiner Gewohnheit an seinem Halstuchzipfel sog oder mit ungekämmten Struwelhaaren und offenen Hosenknöpfen ausgegangen war; es kam so weit, dass er sich vor jedem Ausgang zur Musterung und Ausrüstung vor die Hausfrau hinstellen und fragen musste: «Darf i jetzt go spaziere?» Greise, die damals Kinder waren, erzählten uns oft eigentümliche Dinge, die ihm auf seinen Gängen begegneten. Wie die Leute mit ihm ihren Scherz treiben durften, mag eine Anekdote zeigen. Auf der heutigen Post wohnte der witzige, heitere Schneider Frank. Zu diesem kommt ein Bauer und trägt eine Fuhre Turben zum Kauf an. Frank sagt: «Ich brauche keine, aber da in Nr. 2 in dem obern Stübli wohnt der Herr Wüest, der kauft solche.» Der Bauer geht und tritt ins Stübli und sagt: «Guete Tag, Herr Wüest, Ihr bruchit Turbe, hät me gseit.» – «Was!» ruft Pestalozzi zornig, «ich bin kein Herr Wüest; packt Euch mit Euren Turben!» Zuletzt aber lachte er gutmütig und sagte bloss: «Das ist wieder ein Streich von dem Spassvogel, dem Schneider Frank.»

Johannes Staub

Der wüste Grusel

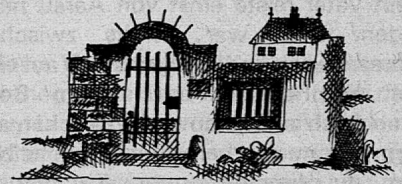
Als Pestalozzi auf dem Neuhof an die sechzig Bettelkinder um sich versammelt hatte, denen er Vater und Lehrer war, geriet er öfters in gar bittere Geldverlegenheit. Stets nahm er dann seine Zuflucht zu seinem Freunde Herzog von Effingen. Einmal kam Pestalozzi auch und verlangte nicht minder als fünfhundert Gulden. Herzog liess ihm nach einigen Bedenkllichkeiten den Betrag, unterliess jedoch nicht, ihm ernstliche Ermahnungen zur Vorsicht in der Verwendung des Geldes mitzugeben. Pestalozzi versprach es. Aber kaum war eine Stunde vergangen, stand er schon wieder da und verlangte mit niedergeschlagenen Augen nochmals fünfhundert Gulden. Der erstaunte Herzog nahm nun seinen Freund ins Examen, und da kam es heraus, dass Pestalozzi auf dem Heimwege einen Bauersmann getroffen und von ihm erfahren hatte, er sei Vater von mehreren Kindern, habe zu all seinen Sorgen vorige Woche noch Brandunglück gehabt und dabei seine Scheune mit ihrem ganzen Inhalt eingebüsst. Da habe Pestalozzi gefragt, wie viel er bedürfe, um sich wieder aufzuhelfen, und die Antwort erhalten: fünfhundert Gulden. Hierin habe er einen Wink der Vorsehung erkannt und dem Manne die fünfhundert Gulden überantwortet. Auf die Frage, welches der Name und der Wohnort des Mannes sei, sprang Pestalozzi unruhig auf und rief: «Ja, das hab

ich ihn wirklich zu fragen vergessen; aber es war gewiss ein ehrlicher, beim Donner, es war ein ehrlicher Mann! Ich hab's ihm wohl angesehen.» Herzog musste ob allem Elend herzlich lachen und entliess seinen Freund mit dem Trost, dass er ihm zwar wieder beistehen, aber das Geld nimmer seiner Hand anvertrauen, sondern unmittelbar an den Gläubiger senden werde. Nach anhaltendem Forschen gelang es endlich, den Mann ausfindig zu machen, dem Pestalozzi das Geld geliehen hatte, und es war wirklich ein ehrlicher Mann. Aber auch er hatte in der Freude seines Herzens nicht nach dem Namen seines Wohltäters gefragt, und als Herzog ihn fragte, wie der Geber des Geldes ausgesehen habe, antwortete ihm der Bauer: «Es war ein wüster Grusel, aber ein seelenguter Mann; ich hab's ihm wohl angesehen.»

Johann Baptist Bandlin

Die Gefangenschaft

Einst wurde der sehr nachlässig gekleidete, unrasierte Pestalozzi unter dem Tore von Solothurn von der Wache angehalten und in jenes Gefängnis gesperrt, welches für Gesindel bestimmt ist, das die Polizei auf den Strassen aufgreift, um es mit erster Gelegenheit weiterzuschaffen. Pestalozzi ergab sich geduldig in sein Schicksal und steckte den Kopf in das Gitter, um die Vorübergehenden zu sehen.



Plötzlich kommt der Freund dahergegangen, den er hatte besuchen wollen, und Pestalozzi ruft ihn beim Namen an. Der Angerufene, ein sehr angesehener Mann, erkennt sogleich seinen Freund und befreit ihn. «Aber ums Himmels willen, Pestalozzi», fragte er ihn beim Herausgehen aus dem Loche, «warum hat man dich da hineingesperrt?» – «Pah», entgegnete Pestalozzi mit philosophischer Ruhe, «man hat mich halt für einen Narren oder Spitzbuben angesehen.»

Johann Baptist Bandlin

Der Obstdieb

Als Pestalozzi auf einer seiner Wanderungen im Dorfe U. jenseits des noch jungen Rheines die schönsten reifen Birnen in den Wegen herumliegen und viele von Hufen zertreten oder von Rädern zerquetscht sah, hob er einige auf und schob

sie in seine Tasche. Über dieser Tat wurde er von einem Feldwächter aufgegriffen und ins Dorfgefängnis gebracht, das sich im Schulhause befand. Der Ammann B., von der Einbringung eines Arrestanten in Kenntnis gesetzt, begab sich mit dem Gemeindeschreiber zu ihm, um das Verhörafzunehmen. «Mein Gott», rief er aus,



als sich ergab, dass der vermeintliche Vagabund der weltberühmte Verfasser von «Lienhard und Gertrud» war, «auf diese Art muss ich die Bekanntschaft eines Mannes machen, den ich schon lange hoch geehrt habe!» Voll Freude führte er ihn in sein Haus, und statt ihn in die Trülle setzen und dann über die Grenze abschieben zu lassen, geleitete er ihn am folgenden Tage einige Stunden Weges. Beim Abschied sagte Pestalozzi: «Sperrt in Zukunft nicht alte Schelme in euer Schulhaus, damit keine jungen daraus hervorgehen!»

Johann Baptist Bandlin

Der vermeintliche Posträuber

Mein Vater reiste einst von Aarau nach Baden. Man war bereits zwischen Othmarsingen und Mellingen, als auf einmal der Postillon auf seinem Bock schrecklich zu drohen und zu fluchen an fing: «Komm nur her, du verfluchter Halunk, du Himmelsdonner! Kommst du meinem Ross zu nah – lug denn! Verchlöpfe will di und mit em Steckedurehaue, Chaib!» Jetzt sprang der Kutscher mit einem Satz und mit umgekehrter Geissel auf den Boden. Da sah mein Vater auch aus der Kutsche und erblickte den Herrn Pestalutz ausser Atem und ausser sich vor Zorn dem Postillon gegenüber, der drauf und dran war, den berühmten Pädagogen durchzuwalken. Auf die Intervention meines Vaters gab's bald Frieden. Herr Pestalutz setzte sich gemütlich in die Post und erzählte, wie sehr er vom Neuhof her eilen müssen, um sie nicht zu verfehlen. Zu Baden im «Ochsen» ass man zu Mittag, und nach dem schwarzen Kaffee kam der Postillon an die Speise-saaltür, um zu fragen, um welche Zeit es den Herren gefällig wäre, die Rückreise nach Aarau anzutreten. Da rief Herr Pestalutz ihm vom Tische her zu: «Sag doch, wofür hast du mich heut morgen angesehen?» Hierauf erwiderte dieser:

«He, wofür anders habe ich Euch halten können als für einen von denen verfluchten, verföztelten Strolchen, die letzte Woche die Post am Melligerberg händ

agriffe welle!» Unser Herr Pestalutz aber befahl, dem ehrlichen Postillon einen Schoppen Guten zu bringen.

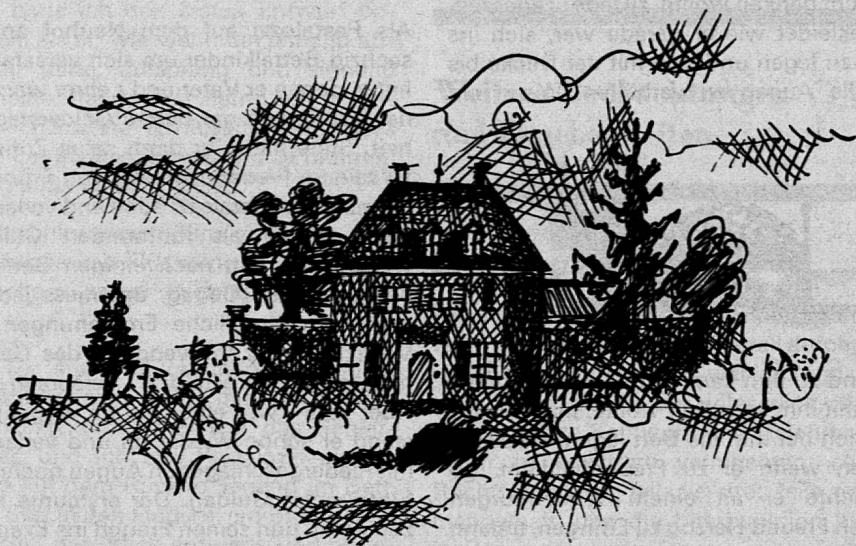
Jakob Rahn



Im Fremdenarmenhaus

Nachdem Herr Fellenberg in den Kleinen Rat in Bern gekommen war, wollte ihn Pestalozzi besuchen. Da er sehr ärmlich gekleidet war und an seinem Halstuchzipfel lullend – seine gewöhnliche Attitüde, wenn er in Gedanken war – ans Tor kam, hielt ihn die Wache an und fragte, wer er sei. Da aber der Offizier der Wache

Suppe brachte, fragte er, ob wohl jemand dem Herrn Ratsherrn Fellenberg ein Billett bringen wolle, worüber sich der Aufseher des Hauses sehr verwunderte. Indessen wurde das Billett abgeschickt. Bald darauf kam Herr Fellenberg selbst und begrüßte Pestalozzi mit Umarmung worüber männiglich erstaunte. Pestalozzi sagte dem Herrn Fellenberg, er habe das Vergnügen, ihm zu sagen, dass die



den Namen Pestalozzi nicht kannte, liess er ihn ohne weiteres ins Fremdenarmenhaus führen, wo Pestalozzi wie die andern Suppe und ein Bett erhielt. Als man ihm am folgenden Morgen seine

Armen hier sehr gut gepflegt werden, er habe eine gute Suppe und ein gutes Bett gehabt. Mit Herrn Fellenberg ging er dann in dessen Haus.

Emanuel Fröhlich

Bei Brot und Wasser

«Ich bin oft», sagte mir Pestalozzi, «wenn andere Leute zu Tische gingen, aufs Feld gegangen und habe ein Stück trockenes Brot aus der Tasche gegessen und am Bach Wasser dazu getrunken.»

Johann Friedrich Benzenberg

Der Menschenbruder

Dem riesenhaft grossen und starken berühmten Verbrecher Bernhardt gab Pestalozzi in Burgdorf jedesmal die Hand, sooft er ausgebrochen war und zurückgebracht wurde, um in ein noch festes Gewölbe gesperrt zu werden. «Hättest du

eine gute Erziehung gehabt,» sagte er dann zu ihm, «und deine Kräfte auf die rechte Weise anwenden gelernt, du würdest jetzt ein nützliches Werkzeug der menschlichen Gesellschaft und geachtet sein; statt dessen müssen sie dich jetzt ins Loch stecken und wie einen Hund anketten», und dann drückte er ihm einen Krontaler in die Hand und erlaubte mir, ihn etwa einmal mit der Erlaubnis des Gefangenewärters eine Stunde zu besuchen, damit ihm die Zeit etwas kürzer werde.

Johannes Ramsauer

Im Urteil des Aristokraten

Betrachtet man das ganz ausserordentliche Aufsehen, so diese Anstalt (Burgdorf) in ganz Europa gemacht hat, die wahre Schwärmerei, mit welcher die gelehrte Armee Deutschlands die Vorteile dieses Elementarunterrichts in allen öffentlichen Blättern und Schriften ausposaunt, und die Gefahr, mit diesem intoranten Heer öffentlich in eine Fehde zu treten; erwägt man, dass auch sogar die fränkischen Gelehrten und Halbgelehrten, Generäle, Minister usw. sich haben einnehmen lassen, so schreibt Staatsklugheit vor, der Fortdauer dieser Anstalt nicht entgegen zu sein.

Schultheiss von Wattenwyl

Fabeln

Figuren zu meinem ABC-Buch oder zu den Anfangsgründen meines Denkens von Heinrich Pestalozzi

Eis und Eisen

«Du drückst mich eben wie das Stück Eisen, das neben dir liegt.» Also sagte die Erde zu einer Eisscholle, die der Bach auf sie hinwarf.

Diese antwortete: «Ja, aber beim ersten lieblichen Tag vergehe ich wieder.»

Darauf sagte das Eisen: «Ich vergehe ja auch, wenn die Hitze gross genug ist.»

Aber die Erde erwiderte: «Behüte mich Gott davor, dass sie jemals für mich so gross werde!»

Und der Eisklumpen setzte noch hinzu: «Es ist nicht einmal wahr, dass du jemals vergehst. Wenn du auch, in der höchsten

Glut fliessend, wie wallendes Feuer scheinst, so bist du doch Eisen, und wenn du geschmolzen wieder erkaltest, so bist du nur anders geformt.»

Das härteste Metall erscheint freilich unter gewissen Umständen als fliessendes Wasser, aber seine Natur ist Härte. Welche Feuergewalt auch für den Augenblick in ihm den Anschein der Zartheit und Weichheit hervorbringt, seine Natur bleibt immer die nämliche; sowie es erkaltet, ist es wieder hartes, unbiegsames Eisen.

Das Feuer und das Eisen

Das Feuer sagte zum Eisen: «Ich bin dein rechtmässiger Herr.»

Das Eisen antwortete: «Ich kenne deine Gewalt über mich; aber ich achte sie nie weniger für rechtmässig, als wenn du mich schmelzest.»

Diese Antwort missfiel der hochfahrenden Flamme; sie knisterte, rauchte und sprach: «Der mich schuf, gab mir meine Gewalt über dich.»

Das Eisen erwiderte: «Es sind indessen doch nur Menschenhände, die mich in die Esse und in den Tiegel legen.»

Die Anbetung des Teufels

Als einst das Feuer einen Wald stärker als gewöhnlich brandschatzte, sagte ein alter erschrockener Stock zu den übriggebliebenen Tannen: «Ich habe einst gehört, die Menschen beten den Teufel an und dann tue er ihnen nichts. Wie wäre es, wenn wir das Feuer anbeten? Vielleicht wäre es auch dankbar wie der Teufel.»

Ein Prachtgeländer von Eisen, das dieses Gespräch hörte, erwiderte: «Ich lobe mir das Feuer, das mich schmelzt, ich lobe mir die Zange, die mich in die Esse legt, und die Menschenhand, die mich schmiedet, sonst wäre ich noch elendes Erz, deren es Berge voll hat und auf das niemand achtet.»

So verschieden sind die Ansichten über den nämlichen Gegenstand, wenn sie von verschiedenen Standpunkten ins Auge gefasst werden.

Handlangerwert

Zangen, Hammer und Feile sagten zu allem Eisen: «Unser Herr, der Schmied, waffnet seine Rechte mit uns, wenn er euch schmiedet.»

Alles Eisen schwieg – nur ein altes Hufeisen antwortete: «Ich habe einmal einen König sagen gehört, er verachte unter den Menschen niemand so sehr als diejenigen, die ersich an die Hand dängen müsse, um die andern durch sie zu packen, zu hämmern und zu feilen.»

Es ist der Menschennatur unwürdig, ihre Kräfte missbrauchen zu lassen; aber es ist ihrer noch unwürdiger, sie zu missbrauchen.

Dieser Vorschlag gefiel den furchtsamen Tannen; aber das Feuer war nicht dankbar. Es knisterte von nun an vor Hohnlächeln noch lauter, wenn es die dummen Tannen verzehrte, und forderte jetzt nebst einem alten Feuerrecht noch als ein Altarrecht einen ewigbrennenden Holzstoss zum Dienst der ihm versprochenen Anbetung.



Das Storchenland

Ein Reisender verirrte sich in ein abgelegenes Tal, darin er keine Stimme hörte als quakende Frösche; er konnte nicht weiter, alles war Sumpf. Doch ehe er zurückging, fragte er noch einen Frosch, warum hierzulande alles quake.

Der Frosch erwiderte: «Unser glückliches Land ist wie kein anderes bis auf seine hintersten Winkel für unsern König organisiert.»

«Und wer ist denn euer König?» sagte der Fremde.

Der Frosch antwortete: «Der Storch.»

Das kranke Bäumchen

Sein Vater hatte es gepflanzt, es wuchs mit ihm auf, er liebte es wie eine Schwester und wartete seiner wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen.

Aber das Bäumchen war krank; täglich welkten seine Blätter. Das gute Kind jammerte, riss ihm täglich die welkenden Blätter von seinen Zweigen und goss dann auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln.

Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind und sagte zu ihm: «Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln; wenn du mir da hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen.»

Da grub das Kind unter das Bäumchen und fand ein Mäusenest unter seinen Wurzeln.

Der Strahl und der Graswurm

«Die Menschen klagen so viel über mich, und ich nage doch nur an einem armseligen Blatt, du hingegen verbrennst Häuser und Dörfer.» Also sagte der Graswurm zum schrecklichen Strahl.

«Kleiner Heuchler!» donnerte ihm dieser herunter. «Du verheerst mit stillem Blätterfressen weit mehr als ich mit meiner lauten, gewaltigen Kraft.»

Schwamm und Gras

Der Schwamm sagte zum Gras: «Ich schiesse in einem Augenblick auf, in dessen du einen ganzen Sommer durch wachsen musst, um zu werden, was ich in einem Augenblick bin.»

«Es ist wahr», erwiderte das Gras, «ehe ich etwas wert bin, kann dein ewiger Unwert hundertmal entstehen und hundertmal wieder vergehen.»

Die Brücke und der Weg

Die Brücke sagte zum Weg: «Was Schönes an dir ist, bin ich.»

«Kann sein», erwiderte der Weg, «aber wenn du abgetragen oder weggeschwemmt wirst, bleibe ich und warte ruhig, bis man dich wieder macht.»

Die Unverschämtheit des unbrauchbaren Mannes

«Wie darfst du dich auch neben mir zeigen?» sagte ein neuer, aber unbrauchbarer Mahlstein zu einem abgeschliffenen alten, der neben ihm lag.

Dieser antwortete ihm: «Wir sind jetzt freilich beide unbrauchbar; aber ich, weil ich ausgebraucht bin, und du, weil man dich nie brauchen wird.»

Ein Stier und ein Biber

Der Stier sagte zum Biber: «So ein Leben unter dem Wasser, wie du eins hast, möchte ich um aller Welt willen nicht haben.»

Der Biber schwieg und antwortete ihm nicht.

Aber der Stier fuhr fort und machte jetzt eine Lobrede seines bessern und glücklichen Lebens. «Mein Stall», sagte er, «ist beinahe so viel wert als eine Menschenwohnung, und dann muss ich ihn nicht einmal bauen; der Bauer, der mich füttert, baut mir ihn selbst.»

Der Biber antwortete ihm: «Ich weiss wohl, dass es viele Stierenställe gibt, die besser aussehen und im Winter gar viel wärmer sind als tausend und tausend armer Leute Wohnstuben, und ich kann auch gar wohl denken, es gefalle dir wohl darin, wenn dein Barren recht voll und dein Gras und dein Heu recht gut sind. Ich aber liebe die Wohnung, die ich mir selbst baue und in der ich frei bin, und möchte um alles in der Welt nicht eine Wohnung, die mir ein anderer baute, und mich nicht wie dich darin angebunden finden, wenn er dich anjocht und zum Pflug oder Wagen anspannen will.»

Wem seine Freiheit und sein Recht nicht mehr wert ist als seine Bequemlichkeit, der ist in jedem Falle ein armseliger Tropf. Ich habe in meinem Leben unter allen Gefangenen, die ich sah, ob keinem lachen müssen als ob einem an Händen und Füßen gefesselten Manne, der mit stolzer Behaglichkeit in seinem dunkeln Loche sass.

Die Unschuld und der gefangene Wolf

Die Unschuld fragte den gefangenen Wolf: «Warum hassest du auch Freiheit und Gleichheit?»

Er sperrte das Maul auf und sagte: «Heilige Einfalt, sieh doch in meinen Rachen!»

Die Unschuld und die Fische und die Vögel

Die Fische im Wasser und die Vögel unter dem Himmel fragten die Unschuld, warum sie mehr Freiheit haben als andere Tiere.

Die Unschuld antwortete: «Das ist nur darum, weil der Freiheitsfeind, der Mensch, im Wasser ersäuft und aus der Luft herunterpurzelt.»

Was der Affe bei der Schlange gelernt hat

Ein junger Affe studierte lange und konnte nicht ergründen, was Bescheidenheit sei; endlich sah er eine Schlange auf dem Bauche kriechen und sagte zu seiner Mutter: «So ohne Hände und Füße sich durch die Welt zu winden, das wird wohl Bescheidenheit sein.»

... Glaube doch niemand, dass, wer Gift hinter seinem Zahn hat und sich bei seinem Kriechen gerne und leicht unsichtbar macht, demütig sei.

Der Esel, der vom Fuchs herkommt

Ein Esel bat den Schäfer um ein Nachtlager. Dieser erlaubte es ihm gerne; aber sein Hund beroch ihn und fand, dass er eben von einem Fuchs herkomme. Da schlug ihm der Schäfer das Nachtlager ab.

Wo Füchse um den Weg sind, da muss man keine Esel zu Ratgebern wählen; Haushunde mit guten Nasen sind in diesem Falle brauchbarer.

Der unbekannte Ausweg

«Wir sind doch unglücklich, dass aus unserm Tale kein Ausweg stattfindet.» Also jammerten Schafe und Kühe in einer eingeschlossenen Bergweide.

Ein Reh, das ihre Klagen hörte, sagte zu ihnen: «Es hat freilich Auswege aus eurer Weide, aber Hirt und Metzger werden sie

euch nicht zeigen, und um sie selber zu finden, muss man weder Kuh noch Schaf sein.»

Zwei Weiden

Die eine war gut, aber des Tages kränkten grinsende Affen die weidenden Tiere, und des Nachts lauerten braune Füchse auf ihr Leben.

Die andere war mager und schlecht, aber kein Affe kränkte die weidenden Tiere, und kein Wolf und kein Fuchs lauerte auf ihr Leben.

Als die Schafe beides erfahren, baten sie den Hirten: «Lieber Vater, führ uns doch nie mehr auf diese fette Weide! Wenn wir sicher und ungekränkt sein können, so wollen wir wahrlich lieber ein wenig hungern, als unter Unsicherheit und Kränkung uns täglich vollfressen.»

Die verwandelten Schafe

Die Herden des grössern Viehs vertrieben die schwächern Schafe aus allen Ebenen bis an die steilen Gebirge.

Dahin verjagt, jammerten sie für ihr Leben. Da erbarmte sich Jupiter, der aller Armen Vater ist, ihrer gedrängten Schwäche, schuf ihnen starke Gelenke zum Springen, Hörner, sich in die Felsen zu klammern, und eiserne Schenkelgebeine.

Also ward das wilde Gemsgeschlecht, das in glücklichen Höhen sein Gras findet, erschaffen und lebte Jahrhunderte ferne von den gefürchteten Menschen und Herden.

Aber einst gelüstete ein weibliches Gemstier, beides, auf den Bergen und in den Tälern zu leben, und bat um ein Herz, das sich nicht mehr vor Menschen und Herden entsetze.

Jupiter erhörte auch diesen Wunsch und machte sie zur Stammutter der elenden Ziegen.

Der alte Bär auf der Tanne

«Nun, wann willst du uns einst ins Honigland führen?» sagte eine Schar junger Bären zu einem alten.

Dieser erwiderte: «Das will ich gleich tun, aber vorher sollt ihr noch sehn und erkennen, was ich für ein Bär bin. Seht diese Tanne! Soweit sie geschunden ist, haben sie vorher schon andere Bären erklimmen; ich aber will ihren obersten Gipfel erklimmen.»

Also sprach er und kletterte die hohe Tanne hinan. Soweit sie geschunden war, ging es wie nichts; aber da er höher kam,

schwankte der Baum mit jedem Schritte mehr auf beide Seiten. Doch er strengte sich an und klammerte die wunden Tatzen in den schwankenden Baum. So ging es langsam, doch eine Weile immer höher hinan. Aber jetzt weht der Sturm; der Bär bohrt seine blutenden Klauen mit äusserster Kraft in den schwankenden Baum. Also überlebt er den Sturm; aber seine Kraft ist dahin; er kann die eingebohrten Klauen nicht mehr aus dem erklimmten Holze herausbringen. Er fühlt, dass sein Leben dahin ist und ruft von seiner Höhe hinab den jammernden Jungen: «Meine grosse Tat ist mein Tod; ich führe euch nicht ins Honigland, aber das seht ihr und das könnt ihr zeugen, dass ich auf dieser Tanne als der allerhöchste Bär verreckt bin.»

Ich hätte nicht geglaubt, dass alte Bären solche grosse menschliche Schwachheiten haben könnten; aber ein wildes, ohne Unglück überstandenes Kraft- und Gewaltsleben führt, scheint es, auch alte Bären in ihren letzten Tagen zu Narheiten, die denen gleich sind, deren sich oft alte Menschen schuldig machen, wel-

Der Schneidertraum

«Willst du mich heute nicht aufdingen?» Also sagte Jakobli Trüb zum Schneider Mellhorn.

Meister Mellhorn antwortete: «Jakobli, was hat dir geträumt?»

«Mir hat geträumt», erwiderte Jakobli, «ich habe in eine Lotterie gelegt und vieles gewonnen.»

Der Meister versetzte: «Jakobli, heute dinge ich dich nicht auf.»

Am andern Morgen fragte der Junge wieder das nämliche und so fünf Tage nach-

che durch ihr Leben mehr scheinen wollten, als sie wirklich waren.

Warum Zeus den Löwen zum König macht

Das Volk der Tiere stand vor seinem Thron und erwartete den Ausspruch. Weit die meisten glaubten und hofften, der Elefant würde es werden. Der Leu sass so gebieterisch da, als ob er's schon wäre. Der Elefant spazierte ruhig umher und spielte mit seinem Rüssel, als ob es um nichts zu tun wäre.

Nun erschien der Donnerer, und die Stimme erschallte: «Der Leu ist König.»

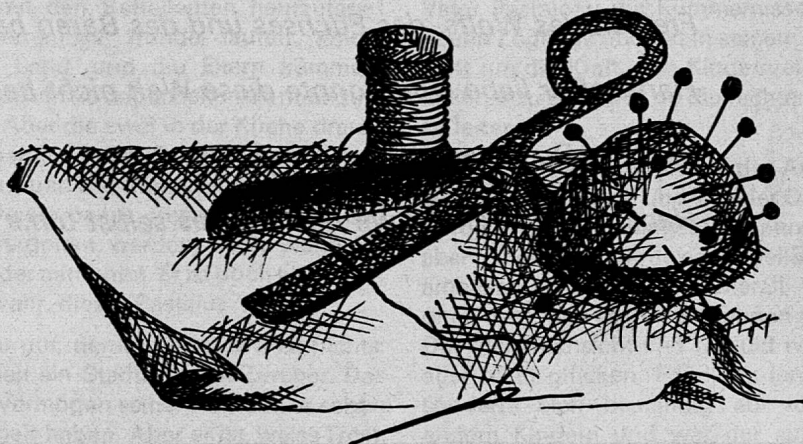
Das Volk hörte staunend den Ausspruch, und die meisten Tiere taten das Maul auf, als sie es hörten.

«Wundert euch meine Wahl, ihr Tiere», sagte der Jupiter, «so vernehmet: Der Elefant braucht euer nicht; er hat alles selber, was er nötig hat, sogar den Verstand, darum gebe ich ihm Freiheit; der Leu aber weiss sich Ansehen zu geben und hat euer nötig: darum mache ich ihn zum König.»

einander. Aber allemal, wenn er seinen Traum erzählte, antwortete ihm der Meister: «Ich dinge dich heute nicht auf.»

Am sechsten Tage erzählte der Jakobli: «Heute träumte mir, ich sitze auf meinem Schneiderstuhl und schwitze den ganzen Tag bei meiner Arbeit, dass mir die Tropfen von Stirn und Wange auf meine Kleider hinabfielen, und am Abend, da ich meine Nadel endlich abgelegt hatte, fand ich sie ganz golden.»

«Gut», sagte der Meister, «das ist der Schneidertraum, den jeder Junge träumen muss, ehe man ihn aufdingt.»



Meinungen über die beste Welt – zwei Gespräche

Der Hans meinte, man könne nicht sagen, dass diese Welt die beste mögliche sei, so lange dem Schafe auf der Weide, der Kuh am Barren und der Henne an der Haustüre vor dem Recht und der Freiheit des Wolfs, des Fuchses und des Bären bange ist.

Ebenso meinte der Jakob, er könne nicht glauben, dass die Welt die beste mögliche sei, so lange der Niggel im Katzfelder Schlosse behaupten dürfe, die Kutteln im Leibe seiner Bauern seien sein Eigentum.

Und der Rudolph meinte sogar, die Welt könne nicht die beste mögliche sein, da in seinem Vaterlande so viele Leute mager seien.

Und alle meinten in ihrer Verirrung über die beste Welt, der liebe Gott könnte doch auch wohl machen, dass es allenthalben besser ginge, als es geht.

Ein alter Mann, der das Plappergewäsch hörte, sagte zu ihnen: «Wir müssen das selber tun.»

Die drei Toren verstanden ihn nicht und sagten: «Du lästerst ja.»

Er antwortete ihnen: «Nein, nein, ihr lästert.»

Sie glaubten das nicht, aber fragten doch noch: «Wie meinst du das?»

*Er erwiderte: «Ich meine, wenn wir wollen, dass es in der kleinsten Stroh-
hütte wie in der ganzen Welt besser gehe, als es wirklich geht, so müssen
wir das, was wir dazu beitragen können, selber tun. Und ich glaube, ihr
lästert, weil ihr meint, der liebe Gott sollte es für uns und ohne unser Zutun
an unsrer Statt tun.»*

Hans: «Diese Welt ist doch die beste.»

*Jakob: «Ich will das nicht glauben, solange dem Schafe auf der Weide, der
Kuh am Barren und der Henne an der Haustüre vor dem Recht und der
Freiheit des Wolfs, des Fuchses und des Bären bang ist.»*

Hans: «Der liebe Gott konnte diese Welt nicht besser machen.»

Jakob: «Du lästerest.»

Hans: «Nein, Jakob! wir müssen das selbst tun.»

Der künftige Katzenraffael auf dem Neuhof

Aus den Notizen Pestalozzis über Kinder, die er «ab der Strass in sein Haus genommen»:

Friedli Minth, ein sehr schwaches Kind, aber voll entscheidender Talente zum Zeichnen. Soviel ich kann, gebe ich mir Mühe, dieses Talent in ihm zu entwickeln. – Er ist unfähig zu jeder anstrengenden Arbeit, voll Künstlerlaunen, mit einiger Schalkheit begleitet. . . (1778 über den etwa Achtjährigen)

Gottfried Mind entstammte einer armen Familie aus Worbladen bei Bern. Der Achtjährige glich einem Zwerg, weil sein grosser Kopf auf einem kurzen, dicken Hals sass. Dieser Kopf schien gar nicht zu den kurzen Armen und Beinen zu passen, und die Kinder fürchteten sich vor dem Kleinen. Als Verächter und Verschupfter lief er von daheim fort, zusammen mit einer verlassenen Katze und dem Bettelmädchen Bethli.

Martha Ringier erzählt im SJW-Heft Nr. 325 (Der Katzenraffael) von dieser Flucht.

In einem Gehölz rasteten die beiden Kinder. Endlich sagte Bethli: «Du, wir können nicht dableiben. Komm, ich weiss eine Hütte; es wohnt niemand drin, ich habe schon oft dort geschlafen.» Friedli folgte willenlos. Sie fanden nach einigem Irregehen die Behausung und machten sich ein Lager zurecht. Bethlis Fuss schmerzte sie auch noch am folgenden Tag; aber sie machten sich doch auf und gingen weiter. Diesmal schliefen sie unter freiem Himmel. Am dritten Tag befahl das Mädchen: «Wir wollen uns an die Strasse setzen; es kommen manchmal Fuhrwerke durch, und man darf aufsitzen.» Friedli war mit allem einverstanden, er begehrte nur fort aus der Nähe der bösen Menschen. Der Hunger fing die Kinder an zu plagen, denn die Kleine hatte schon am vorherigen Abend ihr letztes Stücklein Brot mit Friedli und der Katze geteilt.

Nach einigem Warten rasselte ein sechsspänniger Wagen daher. Er war mit Warenballen beladen, und der Fuhrmann war abgestiegen, weil es bergauf ging. Er achtete nicht auf die beiden, da fasste ihn Bethli am Ärmel. «Mann, dürfen wir aufsitzen?» Der Angeredete blickte unwillig auf die Kinder. «Da kann jedes kommen! Wo wollt ihr hin?» Das wusste Bethli nicht zu sagen, es deutete in die Ferne. «Meinetwegen», knurrte der Mann und hiess die Kinder aufsteigen.

Sie waren viele Stunden gefahren, da kam ein stattliches Wirtshaus in Sicht. Vor dem standen noch mehr solcher Wagen, und

Leute gingen ein und aus. Bei der Scheune aber ging es lustig zu, sie rüsteten sich zur Sichelten, denn die Ernte war vorbei, und die Schnitter und Schnitterinnen warteten auf ihren Lohn. Die Kinder sprangen herunter und drückten sich scheu in eine Ecke. Mitten unter den Fuhrleuten machte sich der Wirtssohn breit und lärmte und lachte.

«Was treibt sich denn da wieder für Bettelvolk herum», sagte er plötzlich, «macht, dass ihr weiterkommt, sonst hetze ich den Hund auf euch.»

Die Kinder trollten sich, aber noch waren sie nicht weit, da rief sie eine Frau zurück. «Der Peter ist ein Grober. Aber ich habe auch noch etwas zu sagen und leide nicht, dass er alle anschnauzt. Wer hat den Reichtum wohl zusammengebracht? Etwa der Peter mit seinem Maul? Nein, der Grossätti, mein Mann selig, und drum hab ich das Recht, einem armen Tröpflein etwas zu geben, wenn ich gern will», brummte sie, führte die Kinder in die Küche und schob ihnen ein reichliches Essen zu. Wie das wohl tat, auf einem Stuhl zu sitzen und warme Speisen vor sich zu haben! Ganz im Verstellten gab Friedli auch der Katze zu essen. Die Grossmutter ging ab und zu und fragte, woher sie kämen und wohin sie gingen. Bethli gab zögernd Bescheid.

«Was, so verloren lauft ihr in der Welt herum?» entsetzte sich die Frau. Sie besann sich ein wenig. Was hatten sie doch vorher in der Wirtsstube verhandelt? Richtig, im untern Aargau sei einer, der habe auf seinem Hof schon etliche solch armer verlassener Kinder aufgenommen und hause mit ihnen. Sie ging rasch in die Gaststube. «Jost, habt Ihr nicht gesagt, Ihr fahrt in den Aargau? Kennt Ihr den Mann, der da arme Kinder sammelt?»

«Den schwarzen Pestaluz meint Ihr wohl? Freilich kenn ich den. Was wollt Ihr mit ihm?»

Die Grossmutter brachte ihr Anliegen vor, und der Mann erklärte sich schliesslich bereit, die Kinder mitzunehmen. «Es ist ein Elend mit den Bettelleuten heutzutage! Wie herrenlose Hunde laufen Kinder durchs Land, und die Eltern kümmern sich nicht um sie, und ziehen sie noch zum Bettel. Aber die zwei in der Küche draussen erbarmen mich. Der Bub schaut halb blöd aus, und das Meiteli erinnert mich an mein verstorbenes Seppeli.» – «Es soll Euch vergolten werden, Jost, wenn Ihr die Kinder mitnehmt. Er ist doch ein Guter, nicht wahr, dieser Pestaluz?»

«Viel zu gut, darum bringt er's zu nichts. Er ist halt ein Stadtherr, ein Zürcher. Das ganze Vermögen seiner Frau soll er schon verpröbelt haben. Aber er ist, weiss Trost,

noch nicht gewitzigt. Fängt er da letztes Jahr nicht eine Armkinderanstalt an auf dem Neuhof, und die Herren in Basel und Zürich helfen dem Narren noch! Die einen behaupten freilich, er nütze die Kinder aus, denn schaffen müssen sie, das ist wahr.»

Die Grossmutter wurde fast ein wenig ängstlich. «Wenn ich einen andern Ort wüsste für die Kinder», meinte sie zögernd, «aber schicke ich sie zurück, so weiss ich auch nicht, wie es ihnen geht. Mich dünkt, einer, der sich der Ärmsten annimmt, der habe den rechten Sinn.»

«Ich sage es ja, viel zu gut ist er. Aber er wird sich nicht lange halten können. Doch es ist Zeit; so gebt mir die armen Tröpflein, ich will sie dem Pestaluzzi abliefern.»

Am übernächsten Tag hielt der Wagen vor dem Roten Haus in Brugg. Der Fuhrmann rief einen unansehnlichen Mann von etwa dreissig Jahren an, der mit einem Fremden über die Strasse ging. «Herr Pestaluzzi, wartet doch, ich bring Euch da Zuwachs», rief er und eilte ihm nach. Nachdem er sich mit ihm verständigt, kam Pestaluzzi und hob selber die Kinder vom Wagen. «So, so, wollt ihr zum Vater Pestaluzzi, das trifft sich ja gut, da können wir gleich unterwegs Bekanntschaft machen. – Freund Iselin, die Sache nimmt einen guten Fortgang, seht, da schickt mir der Herrgott wieder zwei, die nicht wissen wohin», wandte er sich an seinen Begleiter. Dieser nahm kurz darauf Abschied, denn die Post, die ihn nach Basel bringen sollte, wartete schon. Der Herr vom Neuhof aber schritt mit den Kindern gegen Birr hinaus. Sie waren beide müde von dem Gerüttel; und all das Neue, das mit ihnen vorging, begriffen sie nicht recht; aber sie fühlten sich unwiderstehlich zu dem fremden Manne gezogen. Er suchte sie zu ermuntern und hiess sie im Gehen die Schritte zählen. Bethli taute auf, aber Friedli blieb einsilbig, er konnte ja nicht weiter zählen als bis auf zehn.

Bevor der Neuhof erreicht war, kannte Vater Pestaluzzi die Kümernisse seiner neuen Zöglinge und bat in seinem Herzen Gott um die Kraft, den Kindern ein guter Erzieher zu sein und sie die rechten Wege zu leiten.

Es fiel Bethli schwer, sich in das Anstaltsleben zu gewöhnen und sich der Ordnung zu fügen nach dem ungebundenen Leben; aber mit der Zeit wurde es ein helläugiges, arbeitsames Kind, das überall angriff, ohne dass man es immer mahnen musste. Bei aller Nachsicht und Geduld wollte es aber nicht glücken, Friedli zu lenken. Er sonderte sich beständig ab von den andern Kindern und war nur zufrieden,

wenn man ihn mit seiner Katze spielen liess oder wenn er zeichnen durfte. Es hatte genug Mühe gebraucht, dem jungen Volk beizubringen, dass das Büsi nicht geplagt und Friedli nicht geneckt werden dürfe. Im Anfang war es zu wilden Wutausbrüchen gekommen, wenn die andern Kinder ihm doch einen Streich spielten und er die Katze vor ihnen schützen musste; nach und nach aber liessen sie ihn gewähren.

Von Worblafen war längst die Einwilligung der Eltern Mind gekommen; sie waren froh, den Buben versorgt zu wissen.

Es war inzwischen Winter geworden; die Feldarbeit auf dem Neuhof war getan, und jetzt ging es an mit Spinnen und Weben, und das Lernen trat mehr in den Vordergrund. Schon früh morgens, wenn der Tag heraufdämmerte, wurden die Spinnräder hervorgeholt, und Frau Pestalozzi setzte sich mitten unter die jungen Spinnerinnen, half nach, wo es nötig war, und spornte die Trägen an. Bei der Arbeit wurde gesungen, gelernt, gerechnet und wurden Verse aufgesagt.

«Änni, was hast du dort hinten so Lustiges, erzähl es uns auch», gebot Pestalozzi, der eben vom Webkeller heraufkam. «Der Friedli», kicherte das Mädchen. – «Was ist mit ihm, red.» – «Er zeichnet uns alle ab, wie wir gestern den Fritz und das Bethli vor die Benne gespannt und das Trini hineingesetzt haben; man kann jedes erkennen.» – «Ja, was ist denn Besonderes dabei, das hat er doch schon oft getan.» – «Ja freilich, aber der Friedli macht einen solchen Buckel dazu, weil ihm das Büsi auf dem Nacken sitzt», und wieder wollte sich Änni fast ausschütten vor Lachen. Da kam Vater Pestalozzi näher und musste auch lächeln über die merkwürdige Stellung, in der der Bub auf der Ofenbank hockte. Er war ganz versunken in seine Beschäftigung und merkte nicht einmal, dass von ihm die Rede war. Erst als der Vater die Katze sachte herunterhob, fuhr er auf. «Lass sie doch», brummte er, «sie hat doch so schön geschnurrt vorhin, man darf sie nicht stören.» – «Meinst du, da in der Ofenecke könne sie das nicht ebensogut?» gab ihm Pestalozzi zu bedenken. Friedli schüttelte den Kopf und lockte die Katze, bis sie sich auf seinem Schoss niederliess. Jetzt musste er sein Papierblatt und die Unterlage an die warmen Kacheln stemmen. Doch das schadete ja nichts, wenn es dem Büsi nur wohl war. Aber Pestalozzi fand, er müsse den Buben ein wenig aufrütteln; es war in der letzten Zeit schwer, ihn zu etwas anderem zu bringen als zum Zeichnen.

«Kannst du den Liedervers, den ich euch heute früh vorsagte?» Friedli schwieg. «Hast du mich verstanden?»

«Doch; aber ich habe jetzt keine Zeit.»

«Darf ich?» meldete sich eines der Mädchen.

«Nein, Liseli, ich weiss, dass du ihn kannst, aber wir wollen sehen, was Friedli behalten hat.» Pestalozzi begann langsam:

Soll's uns hart ergehn,
lass uns feste stehn,
und auch – —»

Er wartete ein wenig.

Friedli dachte angestrengt nach, aber er wusste nicht weiter. «Lass einmal das Zeichnen, vielleicht geht es dann besser.» Aber auch jetzt versagte das Gedächtnis.

«Es ist ihm nicht beizubringen», sagte Pestalozzi nachher, als er mit seiner Frau allein war. «Ich spare doch wahrhaftig keine Mühe, dass er etwas lernt, aber mir ist, die Arbeit an ihm sei ungesegnet. Er ist schon über ein halbes Jahr auf dem Neuhof und kann nicht einmal ein Gesätzlein richtig aufsagen oder ein Wort fehlerlos schreiben. Du wirst sehen, er lernt seiner Lebtage nie den eigenen Namen schreiben, und dabei hat er ein aussergewöhnliches Zeichentalent, es könnte ein rechter Künstler aus ihm werden.»

«Du verlangst zu viel vom Friedli und behandelst ihn immer wie einen Vollstinnigen, und das ist er nun einmal nicht, wenn er auch Gaben hat wie keines der andern Kinder.»

Viele Kinder waren und blieben zügellos, und es gab manchen Streit zu schlichten, manchen bösen Funken auszutreten. Friedli war oft die Zielscheibe des Spottes, und das ertrug er immer schwerer. Einmal wollte der Jakob ihn erschrecken. Er goss hinterrücks auf den friedlich Dasitzenden einen Krug Wasser, dass Friedli pustend und triefend aufschoss. Im Nu hatte er eine Handvoll Kiesel zusammengerafft und warf sie Jakob ins Gesicht. Dieser stob davon und suchte auch nach Geschossen; mit denen zielte er nach der Katze, die dem Schauspiel zugesehen und sich nun reckte. Ein Stein traf sie gerade vordie Stirn, ein spitziger, kleiner Stein; sie taumelte, machte ein paar unsichere Schritte und fiel auf die Seite. Wehklagend stürzte sich Friedli auf das verendende Tier, dann verstummte er vor Schmerz. Jakob hatte nicht beabsichtigt, die Katze zu töten; er kam herbei. «Friedli», sagte er gedrückt, «musst dich nicht hintersinnen, ich gebe dir ja wieder eine andere Katze, sicher.» Mit einem Ruck richtete sich Friedli auf, und ausser

sich vor Wut packte er den Kameraden und warf ihn zu Boden mit einer Gewalt, die man dem schwächlichen Buben nie zugetraut hätte. Jetzt kniete er ihm auf die Brust und biss und zerkratzte sein Gesicht mit solcher Behendigkeit, dass Jakob sich gar nicht zur Wehr setzen konnte. Eine Menge Schimpfworte sprudelte Friedli hervor, er war ganz von Sinnen. Auf diesen Lärm kam Pestalozzi herbei. «Was ist geschehen, halt ein, du Unglücksbub!» rief er. Friedlis Arme sanken schlaff nieder, er gab Jakob ohne ein Wort zu sagen frei. «Nur nicht im Zorn strafen», dachte Pestalozzi, den es gelüstete, den Missetäter zu züchtigen. «In den Keller mit Friedli, bis er wieder bei sich ist», gebot er und beugte sich zu dem übel zugerichteten Jakob. Dem galt nun seine Sorge in erster Linie. Als er nachher mit müder Stimme nach Friedli fragte, war dieser spurlos verschwunden. «Er wird sich versteckt haben, die Scham treibt ihn schon heim», sagte Pestalozzi traurig, «er muss den Weg zu mir selber finden.» –

Das war ein stiller Abend auf dem Neuhof, alle gingen gedrückt zu Bett. Vater Pestalozzi schritt ruhelos in der Schlafkammer auf und ab. «Leg dich doch hin», bat Frau Anna. «Ich kann nicht, bis der Bub da ist.» Und er horchte in die Nacht hinaus und suchte mit seinem Herzen den unglücklichen Friedli. Kloppte es nicht draussen? Waren das nicht Schritte? Pestalozzi rief in die Finsternis Friedlis Namen; aber niemand antwortete.

Freilich war Friedli einmal dagewesen, als er die andern beim Abendbrot wusste. Behutsam war er herbeigeschlichen und hatte, auf allen Vieren kriechend, die tote Katze gesucht. Die hob er auf und nahm sie mit auf seine einsame Wanderung. Was sollte nun werden? Er getraute sich nicht ins Haus und vor die Augen des guten Vaters. Sein schlechtes Gewissen trieb ihn fort, immer weiter, in die Dunkelheit hinein. Oft schluchzte er laut auf und liebte seine Büsi. Die Kraft wollte ihn verlassen; er stolperte, doch immer wieder raffte er sich auf. Stundenlang war er schon gegangen, an schlafenden Dörfern vorbei und stillen Höfen, endlich übernahm ihn die Müdigkeit, da fand er in einem Schöpflein Unterschlupf. Er streckte sich in einem Winkel aus, den starren Körper der Katze bettete er sorgsam neben sich. So schlief er bis in den nächsten Mittag hinein.

So erschöpft war Friedli von dem Gang durch die Nacht und den Erlebnissen des letzten Tages, dass er erst erwachte, als er derb geschüttelt wurde. Ein alter Bauer stand vor ihm: «Wer hat dir erlaubt, da hineinzuschleichen, du Landstreicher, du!» fuhr er ihn barsch an. Aber die Frau

an seiner Seite besänftigte ihn: «Lass doch den Buben erst zu sich kommen.» Sie beugte sich zu Friedli. «Musst nicht Angst haben, mein Mann meint es nicht so böse. Komm in die Küche, es ist noch ein Teller Mehlsuppe übriggeblieben. Aber was hast du denn da bei dir, was willst du mit der toten Katze? Hast sie doch nicht geplagt?»

Friedli streichelte sie: «Es ist mein Büsi, der Jakob hat's erschlagen.»

«So, dann wollen wir es vor allen Dingen verscharren», sagte ruhig die alte Frau; es war etwas an ihr, dass der Bub ohne Widerrede gehorchen musste. Sie grub selber im Nesselwinkel hinter dem Gärtlein ein Loch, dort hinein legte Friedli das Tier und half dann das kleine Grab zu decken. Dann liess er sich willig ins Haus führen. Als sein Hunger gestillt war, wurde er gesprächig. «So, vom Neu-hof bist du entlaufen, da kann dich unser Sohn mitnehmen, er hat den gleichen Weg.» Aber Friedli blieb dabei, er wolle heim, und kein Zureden brachte ihn von dem Entschluss ab. «Lass ihn doch ziehen, was geht dich der fremde Schlingel an», brummte der Bauer, und auch der Sohn zeigte keine Lust, sich mit dem unansehnlichen Knaben zu plagen. So wanderte Friedli weiter, dem Bernbiet zu.

Wie auf dem Herweg nahm ihn etwa ein Fuhrmann eine Strecke weit mit sich, langsam kam er der Heimat näher, und eines Tages stand er in elendem Zustande vor seinen Eltern. Sie hatten durch den Gemeindevorsteher vernommen, dass Friedli den Neu-hof verlassen und waren darum nicht erstaunt, als er zur Türe hereinkam. Pestalozzi sei nicht gesonnen, den Buben wieder aufzunehmen, er gedenke vielmehr, die Armkinderanstalt aufzugeben, hatte in dem Schreiben gestanden. Was mochte dieser Entschluss den Mann gekostet haben, der so freudigen Herzens das Werk begonnen und seine Kraft daran gesetzt? Aber die Sorgenlast war immer grösser geworden in den letzten Monaten, es gab keinen andern Ausweg für Pestalozzi, als die arme Kinder zu entlassen.

Der Fabrikant Gruner aus Worblaufen brachte Friedli zum bekannten Maler Siegmund Freudenberger nach Bern in die Lehre. Seinem Meister half er Bilder ausmalen. Gelegentlich durfte er Katzen in ein Freudenberger-Bild zeichnen. Katzen zeichnete er auch, wenn ihm einmal Zeit blieb für eigene Arbeiten, spielende, fauchende, schlafende, alte und junge Tiere. Manchmal bildete er Bären ab, wie er sie im damaligen Bärengraben am untern Aarbergertor sah. Als Künstler wurde er mit den Jahren berühmt, an Verstand blieb er ein Kind. Sollte er etwas kaufen, das 6 Kreuzer kostete, dann begriff er nicht, dass er mit

2 Dreikreuzerstücken zahlen konnte. Er stampfte mit dem Fuss, bis man ihm 6 einzelne Kreuzer in die Hand drückte. Bis sechs konnte er zählen, aber 2×3 Kreuzer konnte er nicht rechnen. Jahraus, jahrein erhielt Friedli ausser dem Essen und der Schlafgelegenheit in einem Kinderbett 7 Batzen Wochenlohn. Das blieb auch so, als Meister Freudenberger gestorben war. Die Witwe verkaufte die Bilder von Gottfried Mind, dem Katzenraffael, zu hohen Preisen, sogar an Könige und Kaiser. 1814 starb er an Herzwassersucht, wie der Arzt seine Krankheit nannte.

So lernte man in der Schule

In der Zeit vor Pestalozzi

In den folgenden Zeilen kannst Du lesen, wie in der Zeit vor Pestalozzi in den Schulstuben unterrichtet wurde. Vielleicht hilfst Du das Lesestück aufführen.

Wir stellen uns einen Lehrer beim Katechisieren vor. Katechisieren hört sich an wie ein Frage-Antwort-Spiel. Ein Buch, in dem lauter Fragen und Antworten stehen, heisst Katechismus. Viel gebraucht während mehr als zweihundert Jahren wurde der Heidelberger Katechismus. Durch seine Fragen und Antworten sollten die Kinder die Bibel richtig verstehen lernen. In unserem Lesestück befragt der Lehrer die Schüler über «des Menschen Elend».

Lehrer: Woher erkennst du dein Elend?

1. Schüler: Aus dem Gesetz Gottes.

Lehrer: Was fordert denn das göttliche Gesetz von uns?

2. Schüler: Dies lehrt uns Christus nach dem Evangelium Matthäus im 22. Kapitel:

Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und von allen Kräften. Dies ist das vornehmste und grösste Gebot.

Das andere ist dem gleich: Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.

In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten.

Lehrer: Kannst du dies alles vollköm-mlich halten?

3. Schüler: Nein, ich bin von Natur geneigt, Gott und meinen Nächsten zu hassen.

Lehrer: Gut. Gut aufgesagt. Jetzt wird's aber schwerer. Johann, Du hast gesagt, was das göttliche Gesetz von uns fordert.

2. Schüler: Dies lehrt uns Christus nach dem Evangelium Matthäus...

Lehrer: Hör jetzt zuerst zu, was ich Dich frage. Wen sollen wir nun also lieben?

2. Schüler: Du sollst lieben Gott deinen Herrn, von... und...

Lehrer: Ja, und wen?

2. Schüler sagt den ganzen Text leise auf bis: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Lehrer: Ja, Gott und unseren Nächsten sollen wir lieben. Und wie sollen wir Gott lieben?

2. Schüler: Wie?

Lehrer: Ja, wie! Nur so ein bisschen oder...?

2. Schüler: Nein, ganz fest, ganz fest...

Lehrer: So steht's aber nicht im Büchlein. Es heisst «Du sollst lieben Gott, deinen Herrn, von ganz...»

2. Schüler: Aha! ... von ganzem Herzen, von ganzem Gemüt und von allen Kräften. Dies ist das vornehmste und grösste Gebot.

Lehrer: Richtig. Bis auf den Schluss. Der gehört nicht mehr dazu. Nun sag einmal, was ist denn das, ein Gebot?

2. Schüler: Das vornehmste und grösste Gebot...

Lehrer: Nein, was ein Gebot ist, Gottes Gebot.

2. Schüler: Gottes Gebot ist... was Gott geboten hat.

Lehrer: Richtig! Und ein Gesetz, Gottes Gesetz?

2. Schüler: Gottes Gesetz ist... was Gott gesetzt hat. In diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten... hanget... Schulmeister... Wie hangen denn die da drin? das Gesetz? die Propheten? Ich kann das nicht...

Lehrer unsicher: Halt's Maul! Wer fragt hier?

2. Schüler: Der Schulmeister.

Unterricht nach den Anweisungen von Pestalozzi

Nach Angaben ihres Meisters Pestalozzi stellten seine Lehrer Übungsreihen zusammen. Die Kinder sollten zunächst ihren Körper und

Dinge aus ihrer Umgebung genau anschauen und beschreiben lernen. Die Lehrer versuchten, die Aufmerksamkeit der Kinder «an einen bestimmten Gegenstand zu fesseln» und sie von «den dunklen Anschauungen zu deutlichen Vorstellungen, zu klaren Begriffen zu führen».

Die folgende Übung könntest Du mit Deinen Kameraden aufführen.

Lehrer: Der Körper oder der Leib geht von den Fusssohlen an bis an den Scheitel hinauf (mit den Händen erst auf die Füße und sodann an dem Körper hinauf, bis an den Scheitel zeigend), und von dem Scheitel an bis an die Spitzen der Finger an beiden Händen (beide Arme und die Finger an den Händen ausstreckend).

Kinder, indem sie dieselbe Bewegung machen, wiederholen die Worte des Lehrers alle zugleich und im Takte; ferner, z. B. bei dem rechten Auge:

Lehrer: Das rechte Auge (mit den Fingern es berührend) liegt unter der rechten Seite der Stirne (diese Seite mit den Fingern berührend), über der rechten Backe, zwischen dem obern Teile der Nase und der rechten Schläfe (diese dem rechten Auge zunächst liegenden Teile des Kopfes jedes Mal, indem er sie nennt mit den Fingern berührend).

Kinder wie zuvor.

Lehrer: Wo liegt die Nase? (welche Lage hat die Nase, oder: beschreibe mir die Lage der Nase).

Kind: Die Nase liegt in der Mitte des Gesichts, unter der Stirne, über dem Munde, zwischen den Augen und Backen.

Lehrer zu einem andern Kinde: Jetzt beschreibe du mir einmal die Lage deiner Nase.

Kind: Meine Nase liegt in der Mitte meines Gesichts, unter meiner Stirne, über meinem Munde, zwischen meinen Augen und meinen Backen.

Lehrer zu einem Kinde: Wo liegen meine Backen oder Wangen?

Kind: Deine Backen oder Deine Wangen liegen unter Deinen Augen, vorne an Deinen Ohren, auf beiden Seiten Deiner Nase, Deines Mundes und Deines Kinnes.

Lehrer zu allen Kindern: Welche Lage haben unsere Augen-Sterne?

Kind: Unsere Augen-Sterne liegen mitten in unsern Augen-Ringen.

Lehrer zu einem der Kinder, indem er auf sich und auf eines der andern Kinder hinzeigt: Kannst du mir die Lage unserer obern Augenlider genau angeben?

Kind: Unsre obern Augenlider . . .

Lehrer: Von Deinen obern Augenlidern ist jetzt nicht die Rede, sondern bloss hier (auf sich und den andern Knaben zeigend) von unsern beiden obern Augenlidern.

Kind: Eure obern Augenlider liegen oben über dem vordern Teile Eurer Augäpfel.

Lehrer zu einem der Kinder, auf das demselben auf der rechten Seite zunächst sitzende Kind hindeutend: Wo liegen die Augäpfel deines Nachbarn zur Rechten?

Kind: Sie liegen . . .

Lehrer: Sie – wer sind die sie, seine Ohr-läppchen oder was sonst?

Kind: Die Augäpfel meines Nachbarn auf der rechten Seite liegen in den Augenhöhlen.

Lehrer: In welchen Augenhöhlen? In Deinen?

Kind: Nein. Die Augäpfel meines Nachbarn auf der rechten Seite liegen in seinen Augenhöhlen.

Lehrer zu einem der Kinder, indem er auf dessen beide Nachbarn hindeutet: Wo liegen die Kinne der beiden Knaben, die zunächst neben dir sitzen, oder deiner beiden Nachbarn?

Kind: Die Kinne der beiden Knaben, die mir zunächst sitzen oder meiner Nachbarn, liegen unter ihren Lippen, zwischen den untern Teilen ihrer Backen oder Wangen.

Einige Sätze aus einer Abendandacht Pestalozzis

Ist Euch wohl, Kinder? Seyd Ihr mit Euch zufrieden? Murrst einer? Darf keiner frisch sagen: ja? Seyd Ihr denn nicht ganz zufrieden? Aber halb bist Du's? Und Du $\frac{2}{3}$, $\frac{7}{8}$? Habt Ihr viel Zeit vererbt? »Ja, aber nicht viel.« Freüt es Dich? Warum lachst Du denn? Ist Dir die Zeit kurz oder lang gewesen, indem Du lumpetest? Wieviel Stunden bist Du liederlich gewesen? Glaubst Du, Du hättest Deine ganze Arbeit in einer Stunde thun können? Ist das recht? Dünkt's Dich nicht zu viel, den dritten Theil des Tags zu verlumpen?

Willst Du Dir vornehmen, morgen nicht den ganzen Tag zu verlieren? Auch das ist kommlich, sich etwas vornehmen und dann nicht daran denken? Was braucht's, um daran zu sinnern? (Ein gutes Gedächtnis.) Dies kann man haben und doch nicht daran denken. Es gehört doch auch guter Wille dazu? Diesen musst Du darzusetzen, um morgen besser zu seyn.

Aber wie diesen sicherstellen? Meinst, es helfe nichts, wenn Du bethest? Also Gedächtnis und Wille, Mittel zu deren Erhaltung Gebeth. Erst mit diesem und dem Andenken an die Eltern ist der Wille fest.

sehtlichen Illustrationen zu seinem Welt- und Geschichtsbild, wie er es in seinen «Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts» darstellt: vom natürlichen über den gesellschaftlichen zum sittlichen Zustand. Aus seiner sinnlich-tierischen Natur soll sich der Mensch erheben zum Handeln nach seinem inneren, göttlichen Wesen, das in allen Menschen lebt.

In vielen Fabeln Pestalozzis geht es allerdings nicht darum, im Sinne Lessings einem moralischen Satz durch ein Geschichtlein Fleisch und Blut zu geben. Etwa die Hälfte seiner rund 300 «Figuren» hat eine politische oder wirtschaftlich-soziale Tendenz. Dies hat bereits im Jahre 1941 Adolf Haller festgestellt – von heute aus gesehen eine literaturdidaktische Pionier-Erkenntnis! Der Leser muss die Fabeln auf dem Hintergrund der Zeitverhältnisse sehen, der beiden letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts. Der damals herrschenden Zensur wegen sind sie «nach den Gesetzen des Flüsterns entworfen».

Über die Art, wie Fabeln mit politischen Motiven im Unterricht auszuwerten sind, gibt es heute, Jahrzehnte nach Haller, eine stets wachsende Zahl von Anleitungen:

Adolf Haller: Pestalozzis Fabeln. Die Ernte, Schweizerisches Jahrbuch 1941, Basel (10 Seiten).

Ruth Koch: Theoriebildung und Lernzielentwicklung in der Literaturdidaktik. Beltz Monographien, Basel 1973 (298 Seiten, mit vielen Literaturhinweisen).

Fabeln. Arbeitstexte für den Unterricht, Reclam Stuttgart 1975 (83 Seiten).

Die in diesem Heft vorliegenden Fabeltexte sind übernommen aus der 10bändigen Gesamtausgabe und aus der Ausgabe von Adolf Haller in 4 Bänden (siehe oben «Biographie») sowie aus

Heinrich Pestalozzi: Das kleine Fabelbuch. Textgestaltung von Adolf Haller. Zürich 1941.

Der künftige Katzenraffael auf dem Neuhof (S. 169–171) ist der Erzählung «Der Katzenraffael» von Martha Ringier entnommen (SJW Nr. 325). Der Ausschnitt ist geeignet, jungen Lesern Einblick zu geben in das Wirken Pestalozzis als Vater einer Kinder auf dem Neuhof. Unfassbar erscheint heute die Verlassenheit der beiden Geschöpflein vor ihrer Aufnahme «ab der Strass in sein Haus». Das Leben in diesem Haus weiss Martha Ringier einfühlsam darzustellen, wie auch den weiteren Lebensweg des berühmten gewordenen Katzenzeichners.

Zu den Sätzen aus der *Abendandacht* (S. 172) einige Zitate aus: Wilhelm von

Türk, Briefe aus München-Buchsee über Pestalozzi und seine Elementarbildungsmethode (Leipzig 1806):

Wenn einer von denen, die das Vorurtheil hegen, die religiöse Bildung der Jugend werde hier verabsäumt, bei diesen Andachten gegenwärtig seyn könnte, er würde bald davon zurückkommen... Die Tendenz dieser Andachten gehet vorzüglich dahin, die Zöglinge zur Kenntniss ihrer Selbst, zum Bewusstseyn ihres sittlichen Zustandes und eben dadurch zur sittlichen Vervollkommenung zu führen, wahre Religiosität in ihren Herzen fest zu begründen. Ich war bei vielen dieser Andachten zugegen; indessen will ich Dir nur ein Paar Bruchstücke mittheilen:

Pestalozzi (oben an einem langen Tische sitzend, um den herum die Zöglinge stehen; das Zimmer ist nur schwach erleuchtet; es herrscht eine feierliche Stille). Wie habt ihr diese Woche zugebracht? Könnet ihr sie unter die besseren zählen? usw.

Wie mögen heutige Schüler den Text in seiner altertümlichen Rechtschreibung aufnehmen? Wie empfinden sie die Fragen, abgeschossen wie Pfeile, die ins Innerste dringen sollen? Wie die für uns so aufdringliche Moral? – Und wie stehen wir Lehrer zu diesen Worten? Wäre es denkbar, einen solchen Zuspruch auf heutige Verhältnisse, an heutige Schüler gerichtet, abzuwandeln?

Sowohl der Text der Abendandacht wie auch *Die Katechese aus der Zeit vor Pestalozzi* und *Unterricht nach den Anweisungen Pestalozzis* (S. 171–172) wurden freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Dr. Rudolf Meyer, Seminardirektor, Hofwil. An der Gedenkfeier zum 150. Todesjahr wurden *Katechese*, *Unterricht* und *Abendandacht* als szenische Darstellungen eingeflochten in den Vortrag des Seminardirektors. Die Darsteller waren Kinder aus Münchenbuchsee und Hofwiler Seminaristen.

Die *Katechese* ist rekonstruiert in Anlehnung an die ersten Ausgaben des Heidelberger Katechismus (1563) und nach der Kritik solchen Unterrichts, wie sie sich mehrfach in den Werken Pestalozzis und Gotthelfs findet. Im Kern wendet sich

diese Kritik gegen falsch verstandenes Sokratisieren.

Unterricht nach den Anweisungen Pestalozzis stützt sich auf die oben erwähnten Briefe von Wilhelm von Türk. Von Türk betont mehrfach, welches Vergnügen dieser Unterricht, «der unmittelbar an die Sache anknüpfte», den Kindern bereiten haben soll. Die Grundlagen für die Übungsreihen finden sich in «Wie Gertrud ihre Kinder lehrt» und in der Abhandlung «Über den Sinn des Gehörs in Hinsicht auf Menschenbildung durch Ton und Sprache».

Erscheint uns nicht auch dieser Unterricht, ähnlich wie die Katechese, als Zerrbild von Lerngelegenheiten, wie sie Kindern anzubieten wären? Handelt es sich bei diesen Übungsreihen um ein Missverständnis der eigentlichen Anliegen Pestalozzis? Ist dieses Breittreten von Selbstverständlichkeiten eine einzelne, missdeutbare Stufe auf dem Weg der Begriffsbildung? Noch sonderbarer freilich muten uns die Anschauungsübungen mit geometrischen Figuren an. Gerade auf diese schwächsten und peripheren Seiten des Pestalozzischen Werkes stiess Goethe und hielt sie für dessen Kern. Er fürchtete, es drohe dem Volk eine neue Scholastik. Unwillig verwarf er die Übungen: «Pah, eine Rose von einer Nelke unterscheiden ist das ABC der Anschauung, nicht das geheimnisvolle Dreieck oder Viereck.»

Die Ablehnung Pestalozzis durch Goethe ist ein Beispiel dafür, wie schwer erfassbar die ungewöhnliche Spannweite seines Wesens und Wirkens war und ist. Wer sich in einer Person betätigte als Historiker, Jurist, Wirtschaftstheoretiker, Psychologe, Romanschriftsteller, Religions- und Kulturphilosoph und als Pädagoge, der erweckte schon damals Misstrauen. Auch aus diesem Grunde hat er erfahren müssen, wie nahe Anerkennung und Missdeutung beieinander liegen.

Hans Rudolf Egli

Liste der lieferbaren Hefte der «Schulpraxis» siehe frühere Nummern

34	August	77	3.—	B. U. C. H.	A4
39	September	77	3.—	Arbeitshilfe zum Leseheft «Bä»	A4
47	November	77	3.—	Pestalozzi, Leseheft für Schulen	A4

Die Preise sind netto, zuzüglich Porto

(Keine Ansichtssendungen)

Mengenrabatte: 4–10 Expl. einer Nummer: 20%, ab 11 Expl. einer Nummer: 25%.

Bestellungen an:

Eicher + Co., Buch- und Offsetdruck

3011 Bern, Speichergasse 33 – Briefadresse: 3001 Bern, Postfach 1342 – Telefon 031 22 22 56

Der neue Deckfarbkasten von **Pelikan**

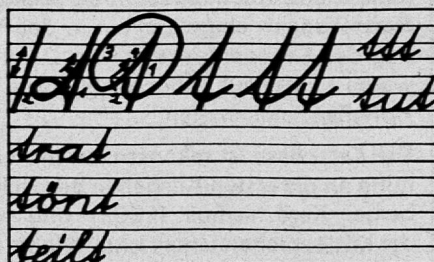
- ist aus bruch- und druckstabilem Kunststoff
- kann daher nicht mehr rosten
- hat eine neue, funktionelle Schälchenform (spielend leichtes Auswechseln, kein Überlaufen der Farbe)
- besitzt eine neue, praktische Pinselhalterung
- besticht durch sein modernes Design



Günther Wagner AG,
Pelikan-Werk, 8060 Zürich

Schreibhilfen für die Unter- und Mittel-/Oberstufe

Die Schreibhilfe schafft Abhilfe.
Das Schreiben ist nicht jedes Schülers Lust. Nicht zu verwundern ist es denn auch, wenn die Schrift dieser Schüler entsprechend verkrampft und unleserlich ausfällt. Mit unseren Schreibhilfen für die Unter- und Mittel-/Oberstufe geben Sie den Schülern ein bewährtes Hilfsmittel zur



Erlernung und Übung der Schweizer Schulschrift in der Hand. Dieses Lehrmittel ist auf dem Prinzip der gleitenden Bewegung aufgebaut. Die vorgedruckten Buchstaben und Wörter können mit Bleistift, Farbstift oder Tinte überfahren und die angefangenen Zeilen fertig geschrieben werden.

Ich kenne Ihre Schreibhilfen noch nicht.
Bitte senden Sie mir deshalb
gratis und unverbindlich zur Prüfung:

- ☐ 1 Schreibhilfe Unterstufe
☐ 1 Schreibhilfe Mittel-/Oberstufe*
***Neue Ausgabe, zweifarbig**

Name und Adresse:

SLZ

Ernst Ingold+Co. AG

Das Spezialhaus für Schulbedarf, 3360 Herzogenbuchsee, Telefon 063/61 31 01